This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 303 880

Rosa Maria Assing geb. Varnhagen (geb. 1816)
[illegible] des bekannten V.), 1816 mit D. A. Assing
[illegible] (Königsberger, Medizinar, seit 1816 in
Hamburg, Pseudonym 'Assur')

(. Gutzkow Telegraph 1840 Nr 27 – 28 (Verm. Schr. 1842
3, 133)

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·

Assing

Rosa Maria's poetischer Nachlaß.

Herausgegeben

von

D. A. Assing.

Altona

Verlag von Joh. Friedr. Hammerich.

1841.

PT1810
A8A17
1841

Die Lieder, die du einst gesungen
In deines süßen Lebens Glanze,
Nicht hast du sie zu einem Kranze
Mit lieben Händen selbst geschlungen.

Nun soll ich sie zum Kranze flechten,
Die Primeln, Veilchen und die Rosen,
In meinem Schmerz, dem bodenlosen;
Der Kranz entsinkt ach! meiner Rechten!

Ach! ohne dich gelingt kein Mühen:
Wie sollte da ein Kranz sich schließen! —
Die Thränen ohne dich nur fließen,
So wie mein Leben im Verblühen!

D. A. Affing.

M323382

Inhaltsverzeichniſs.

Gedichte.

	Seite
In einem duft'gen Walde	1
An * * *	1
Sonett: Im Innern wollten Blumen ꝛc.	2
Sonett: Wenn bange Zweifel mir ꝛc.	3
Romanze	4
Amor und die Nymphen	6
Abendlüfte	9
Sonett: O dürft' ich dir doch meine Sehnſucht ꝛc.	11
Verſchließung	11
Meinem Bruder ꝛc.	12
Frühling	13
Das ſeltene Blümlein	15
Verluſt	17
Beim Feſte	19
Erſte Liebe	20
Meiner Amalia	21
Sonett: Es iſt vorbei ꝛc.	22
Lied. Du gingſt dahin zu Luſt ꝛc.	23
Frühlingslied	24
Sonett: Das Herz mit Phantaſie ꝛc.	25
Gedichte aus Juliens Nachlaß	38
Wiederſehen	41
Wunſch	44
Angſt und Beruhigung	45
Andenken	46
Rückblick	47
Minnetroſt	49

Inhaltsverzeichniſs.

Gedichte.

	Seite
In einem duft'gen Walde	1
An * * *	1
Sonett: Im Innern wollten Blumen ꝛc.	2
Sonett: Wenn bange Zweifel mir ꝛc.	3
Romanze	4
Amor und die Nymphen	6
Abendlüfte	9
Sonett: O dürft' ich dir doch meine Sehnſucht ꝛc.	11
Verſchließung	11
Meinem Bruder ꝛc.	12
Frühling	13
Das ſeltene Blümlein	15
Verluſt	17
Beim Feſte	19
Erſte Liebe	20
Meiner Amalia	21
Sonett: Es iſt vorbei ꝛc.	22
Lied. Du gingſt dahin zu Luft ꝛc.	23
Frühlingslied	24
Sonett: Das Herz mit Phantaſie ꝛc.	25
Gedichte aus Juliens Nachlaß	38
Wiederſehen	41
Wunſch	44
Angſt und Beruhigung	45
Andenken	46
Rückblick	47
Minnetroſt	49

Seite

Auf mein früh verstorbenes Kind 49
An Assing 50
An Assing ꝛc. 51
Am Neujahrstage 1828 ꝛc. 52
Der Jüngling und die Nixe 52
Fahrt auf dem Rhein 56
Das Fräulein und der Fischer 64
Des Seemanns Braut 77
Wanderlied 80
Drei süddeutsche Lieder 81
Die Mutter mit dem kranken Kinde 84
Auf einen verstorbenen Knaben 85
Am Hochzeitsmorgen 87
Genrebilder 88
Der Nachtwächter 92
Legende. Nach Hans Sachs 94
Volksmähr 96
Das Schwesternpaar 99
Das seltene Haus 101
Prinzessin Rosilde's Lieder 105
An Johanna Steinheim ꝛc. 117
Lied: Wenn in dem schauerlichen Thurme ꝛc. 119
Lied: Wo kühle Lüfte wehen ꝛc. 120
Lied: Von meinem Ungetreuen ꝛc. 121
Madrigal 123
Gedichte nach dem Altfranzösischen der Klotilde ꝛc. . . . 123
Gedichte von Clement Marot 128
Die Flüsse 133
Jahreszeiten der Liebe 134
Distichen 134

Erzählungen.

Fabio und Clara. Eine Novelle 137
Herr Thomas Brown und seine Nachbarn. Erzählung . 171
Der Schornsteinfeger. Erzählung nach einer wahren Begebenheit aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts . . . 199

In einem duft'gen Walde,
Drin floß so rein der Quell,
Gesang und Blumen sproßten,
Durch's Grün schien Sonne hell.
Da waren wir vereinet,
Nun tönet fern mein Sang;
Tönt er zu euch hinüber,
Sey Gruß euch jeder Klang!

An ***

Manches haben wir gesungen
In der frühen Jugendzeit,
Manches ist schon längst verklungen,
Manches uns noch jetzt erfreut,
In Sonetten, Assonanzen,
Wie's die Mode mitgebracht,
In Terzinen und auch Stanzen
Haben wir so mitgemacht.

Nun von neuem blühen wieder
In der Tage heiterm Lauf
Frisch und fröhlich neue Lieder
Uns wie Sommerblumen auf.

Ob sie Dem, ob Dem gefallen,
Gut ihm scheinen oder schlecht,
Kümmre wenig uns, denn Allen
Macht's der Meister selbst nicht recht.

Lieder sehnsuchtsvoll und minnig
Strömten aus des Dichters Brust,
Und Gemüther zart und innig
Horchten drauf in hoher Lust.
Heute will man mit den Rosen
Sammt den Düften auch den Dorn,
Will nicht nur der Liebe Kosen,
Will auch Liebestrotz und Zorn.

Will Geräusch und Farbenhelle
In Musik und Malerei,
Gegensätze will man, grelle,
Scharfe Züge, kühn und frei.
Wie auch wechseln mag die Mode,
Schön ist schön, auch ohne sie,
Knittelverse oder Ode,
Poesie bleibt Poesie.

Sonett.

Im Innern wollten Blumen schön erblühen,
Der jugendlichen Phantasie entsprossen;
Von keinem milden Himmelsthau begossen,
Mußt' ach! der schönste Farbenschmelz verglühen.

Kein lichter Funken wollt' vom Himmel sprühen,
Die Blumen, welche kaum sich aufgeschlossen,
Und welche dunkle Nächte kalt umflossen,
Mit Licht und Wärme pflegend zu umziehen.

Doch plötzlich theilte sich der Nächte Grauen;
Verkündigend des neuen Tag's Erwachen,
Durchzuckt' ein heller Strahl die weiten Lüfte:

Der Dichtung Sonne schien auf bunte Auen,
Die Blumen pflegend, die aus Knospen brachen
Und sanft verbreiteten die süßen Düfte!

Sonett.

Wenn bange Zweifel mir im Busen toben,
Und mir die schönsten Hoffnungen entrücken,
So wendet mit vertrauensvollen Blicken
Mein Geist sich zu der Sternenwelt dort oben.

Und mancher Stern strahlt, über mir erhoben,
In meine Seele Glauben und Entzücken;
Die Strahlen, die den weiten Raum durchzücken,
Die mahnen an, den Weltengeist zu loben.

Dort wandelst du im lichten Sternenkranze,
Mir ach! so früh, doch auch dem Schmerz der Thränen
Entnommen, der oft trübte deine Tage.

Vernimmst du dort in der Verklärung Glanze,
O Vater! deines Kindes schmerzlich Sehnen,
Und seine heimliche, verschwiegne Klage?

Romanze.

Das Mädchen.

Mutter! Mutter! lieblich blühen
Bunte Blumen, herrlich prangen
Sie im hellen Sonnenglanze, —
Laß mich, Mutter, in den Garten!

Die Mutter.

Töchterlein, was willst du immer
Draussen bei den Blumen schaffen?
Pflückst du sie, o dann verwelken
Und ersterben ihre Farben!

Das Mädchen.

Sieh, wie um die jungen Rosen
Bunte Schmetterlinge flattern,
Klaren Thau vom Kelche nippend, —
Schmetterlinge möcht' ich haschen!

Die Mutter.

Staub auf ihren lichten Schwingen
Reizet dich als schöne Farbe,
Die in deiner Hand verschwindet
Durch ein ungestümes Fassen.

Das Mädchen.

Nicht nur Blumen will ich pflücken,
Nicht nur Schmetterlinge haschen;
Sieh nur dort den Knaben spielen,
Dieser reizt mich mehr denn Alles!

Die Mutter.

Eya wie so unbesonnen!
Töchterlein, o laß dich warnen!
Jener ist der böse Amor,
Der dir scheint ein holder Knabe!

Der, wenn gleich mit süßem Lächeln
Freundlich er dich zu sich ladet,
Unter Blumen schlau verborgen
Hält des grausen Todes Waffen.

Das Mädchen.

Farben, Blumen, Schmetterlinge,
Deine Schönheit, holder Knabe!
Darf ich nur von ferne schauen,
Mir verschlossen ist der Garten!

Lieber möchte, Blumen pflückend,
Von der Hand des Wunderknaben
Ich den bittern Tod erleiden,
Als in Sehnsucht so verschmachten!

Amor und die Nymphen.

In dem Haine Aphroditens
Lag der kleine Sohn der Göttin,
Amor, einst in tiefem Schlafe
(Denn auch Amor schläft zuweilen!)
Hingestreckt im jungen Grase.
Bunte Wiesenblümchen schmiegten
Sich an seine zarten Glieder,
Leichte Zefiretten kosten
Mit den kleinen goldnen Locken,
Die geringelt und ambrosisch
Um das zarte Antlitz wallten,
Und vor Phöbus Feuerstrahlen
Schützte ihn der Rosenbüsche
Einer, der im heil'gen Haine
Blühend, süße Düfte hauchte.
Von der Nymphen Hand gepfleget,
Blühten weiß die zarten Rosen,
Und noch keine böse Stacheln,
Die verletzen zarte Hände,
Waren ihnen beigesellet.
Doch da kam die Schaar der Nymphen,
Blumen in dem Hain zu pflücken,
Um den Altar Aphrodite's
Schön zu schmücken und zu kränzen,
Und so nahten sie dem Strauche,
Wo der kleine, lose Knabe
Lag in tiefem, festem Schlafe.
„Schwestern!" rief die eine Nymphe,
„Schwestern! hütet euch und pflücket

Ja nicht dort von jenen Rosen,
Denn es liegt der Knabe Amor
Schlafend dort in ihrem Schatten;
Leichtlich könntet ihr ihn wecken!
Und nicht ist ja sein Erwachen
Heilsam immer, wie mich dünket!"
Doch die Jüngste sagte leise:
„Wahrlich, Schwesterchen, ich möchte
Mich für manche lose Streiche
An dem bösen Knaben rächen!
Sieh, es liegt dort Pfeil und Bogen
Neben ihm im grünen Grase;
Sagt, wie wär' es, wenn die Pfeile
Wir dem Schalke schnell zerbrächen?"
Eines Sinns ward bald der Nymphen
Blüh'nde Schaar, die jüngste raubte
Leise seinen goldnen Köcher,
Und die zarten, weißen Händchen
Waren eifrig nun beschäftigt,
Von den wohlgeschärften Pfeilen
Schnell die Spitzen abzubrechen;
Dann sie alle schnell enteilten
Leisen Tritts, voll Schadenfreude.
Als nun Amor drauf erwachte,
Und des Frevels inne worden
An den Pfeilen, an den Spitzen,
Die zerstreut im Grase glänzten:
Rief er halb von Zorn entrüstet:
„Ha! gewiß wart ihr es, Nymphen,
Die mich Schlummernden beschlichen! —
Doch, fürwahr, ihr sollt der Strafe

Eures Muthwills nicht entgehen!"
Schnell nun sammelt' er die Spitzen,
Raffte sie behend vom Grase,
Und, zum Rosenstrauch gewendet,
Rief er: „Werde du mein Rächer!"
Fügt' dann an der Rosen Stiele
Heimlich seiner Pfeile Spitzen.

Bald nun kam die Schaar der Nymphen
Froh zurücke, lustig schäckernd;
Neugier trieb sie und Verlangen,
Ihrer That Erfolg zu schauen. —
Als sie fanden leer die Stelle,
Wo der kleine Gott geschlafen,
Eilten hin sie zu den Rosen,
Nicht die Rache Amors ahnend.
Aber weh! die zarten Finger
Ritzten wund sich an den Stacheln,
Daß das Blut hernieder rieselnd
Färbte roth die weißen Rosen.
Und als drauf in ihrem Kranze
Voll Verwundrung Aphrodite
Sah der Rosen rothen Schimmer,
Sah die Dornen noch und Wunden
An der Nymphen zarten Händchen,
Forschte sie, wie das geschehen? —
Ihr erzählten nun die Nymphen,
Bitter über Amor klagend,
Wie mit steten Neckereien
Unaufhörlich er sie plage,
Und wie nun sie zur Vergeltung

Einen Scherz mit ihm gewaget,
Den so tückisch er erwiedert. —
Doch es hörte Aphrodite
Ruhig von des Söhnchens Tücke,
Und erwiedert' ernst, doch gütig:
„Oft ja warnt' ich schon euch, Kinder!
Wer will mit der Liebe scherzen,
Erntet bittre Pein und Schmerzen!"

Abendlüfte.

In der Silberpappel wehen
Abendlüfte mild, und kosen
Bald mit kleinen Wiesenblümchen,
Bald mit der halboffnen Rose,

Auf des Baches Silberfläche
Spielen sie bald leicht und lose,
Durch der Aeolsharfe Saiten
Ziehn sie jetzt mit Himmelstone,

Spielen in dem Blüthenbaume,
Wiegend sich in seiner Krone,
Senden sie die süßen Düfte
Zarten Blüthenschnee's von oben.

Tändelnd in der Aeste Fülle,
Neckend mich mit leisem Hohne,
Schütten sie mit lindem Säuseln
Blüthen auf Gewand und Locken.

Lieblich kommen sie hernieder,
Schmeicheln jetzt um Wang' und Locken,
Ruhen in des Schleiers Falten,
Fliehn jetzt wieder nach dem Hohen.

Wirbelnd fliehen stets sie weiter
Hin zu einem andern Orte, —
Weilet Lüfte, nehmt von hinnen
Mit euch fort noch meine Worte!

Wollt ihr zu der Freundin eilen?
O so spielt in leisem Tone
Schmeichelnd ihr um Lipp' und Wangen,
Bringt zu ihr des Abends Wonne!

Wenn ihr kühlend sie umhauchet,
Um ihr Rosenantlitz koset,
Dann hat sie vielleicht im Säuseln
Meiner Sehnsucht Hauch vernommen!

Sonett.

O dürft' ich dir doch meine Sehnsucht sagen,
Mit welcher liebend ich mich zu dir wende!
Nein, sehnender schaut nicht die Sonnenwende
Nach Phöbus hin in glanzerfüllten Tagen.

Oft frage ich mich mit geheimem Zagen,
Ob ich dir wohl ein Liebeszeichen sende?

Dann quälen wieder Zweifel mich ohn' Ende,
Daß ich kaum Blick noch Händedruck mag wagen!

Sollt' auch mein Lieben deines nie gewinnen,
Vergebens seyn mein Thun, mein eifrig Streben,
Und blieb' dir auch stets unerkannt mein Trachten:

Doch werd' ich ewig dich nur einzig minnen,
In deinem Leben nur wird blühn mein Leben,
Und sollt' in Sehnsuchtsflammen ich verschmachten!

Verschliessung.

Still verschlossen steht im Herzen,
Was mein Mund nicht zu dir spricht;
Ewig will geheim ich's denken,
Dir es sagen kann ich nicht.

Kalt und ruhig kann ich scheinen,
Herrschen über Blick und Mund;
Heimlich nur in stillen Thränen
Giebt sich meine Liebe kund!

Meinem Bruder den 21 Februar 1806.

Nur wenig hat mir das Geschick gegeben,
Mein Herz das höchste Lebensgut entbehret,
In dunkler Nacht verfließt mein junges Leben,
Wenn gleich mich innre heiße Gluth verzehret,

Doch zum Ersatz ward etwas mir gegeben:
Ein Bruder mir wie Wenigen gewähret,
Der, funkelnd wie ein Stern in dunkler Nacht,
Mein Leben hellt durch seines Glanzes Pracht.

Drum grüße ich den Tag mit hoher Freude,
An dem du lichter Stern mir aufgegangen,
Und was ich hier im Leben auch erleide,
Stets bleibt mein Blick an deinem Lichte hangen;
Ja selbst wenn ich von dieser Welt einst scheide,
Wird noch mein letzter Blick nach dir verlangen,
Und segnen werd' ich noch mit frohem Beben
Den Tag, der dir, o Theurer, gab das Leben!

Frühling.

Bräutlich geschmückt seh' ich umstrahlt von Segen
In vollem Frühlingsglanz die Erde prangen;
Von Liebeshauch und hellem Licht umfangen,
Erglühet Blumenschmelz auf allen Wegen.

In Lüften kommen Vöglein sich entgegen,
Umschmeicheln sich mit liebendem Verlangen;
Und röther färben sich der Jungfrau Wangen,
Sie fühlt den Busen stärker sich bewegen.

Die Menschheit jauchzet dir in Jubelchören,
Doch ich kann nicht in deine Feier stimmen,
O Erde! neidend seh' ich auf dich nieder:

Dir wird noch oft der Frühling wiederkehren,
In diesem Glanz wirst du alljährig schwimmen,
Doch mir, ach, kehrt der Frühling nimmer wieder!

Das seltene Blümlein.

O Mädchen, sprich, was suchest du
Wohl auf der duft'gen Au?
Ich sah der Blumen mancherlei,
Die glänzen schön im Thau.

Doch gehest du die Blümelein
Ja allesammt vorbei;
So laß mich wissen liebes Kind,
Was denn dein Suchen sey?

„Ich suche wohl, und find es nicht,
Ein Blümchen wunderschön,
Ich sucht' es schon im dunkeln Wald,
Im Thal und auf den Höh'n."

O sag', wie heißt das Blümchen denn,
Das deiner Wünsche Ziel?
Wer weiß, ich zeig' es dir vielleicht,
Ich kenn' der Blumen viel.

„Vergebens sinn' ich, wie es heißt,
Wie Mutter es genannt,
Ich hörte nur, wie sie's beschrieb,
Da bin ich fortgerannt.

Amor und die Nymphen.

In dem Haine Aphroditens
Lag der kleine Sohn der Göttin,
Amor, einst in tiefem Schlafe
(Denn auch Amor schläft zuweilen!)
Hingestreckt im jungen Grase.
Bunte Wiesenblümchen schmiegten
Sich an seine zarten Glieder,
Leichte Zefiretten kosten
Mit den kleinen goldnen Locken,
Die geringelt und ambrosisch
Um das zarte Antlitz wallten,
Und vor Phöbus Feuerstrahlen
Schützte ihn der Rosenbüsche
Einer, der im heil'gen Haine
Blühend, süße Düfte hauchte.
Von der Nymphen Hand gepfleget,
Blühten weiß die zarten Rosen,
Und noch keine böse Stacheln,
Die verletzen zarte Hände,
Waren ihnen beigesellet.
Doch da kam die Schaar der Nymphen,
Blumen in dem Hain zu pflücken,
Um den Altar Aphrodite's
Schön zu schmücken und zu kränzen,
Und so nahten sie dem Strauche,
Wo der kleine, lose Knabe
Lag in tiefem, festem Schlafe.
„Schwestern!" rief die eine Nymphe,
„Schwestern! hütet euch und pflücket

Ja nicht dort von jenen Rosen,
Denn es liegt der Knabe Amor
Schlafend dort in ihrem Schatten;
Leichtlich könntet ihr ihn wecken!
Und nicht ist ja sein Erwachen
Heilsam immer, wie mich dünket!"
Doch die Jüngste sagte leise:
„Wahrlich, Schwesterchen, ich möchte
Mich für manche lose Streiche
An dem bösen Knaben rächen!
Sieh, es liegt dort Pfeil und Bogen
Neben ihm im grünen Grase;
Sagt, wie wär' es, wenn die Pfeile
Wir dem Schalke schnell zerbrächen?"
Eines Sinns ward bald der Nymphen
Blüh'nde Schaar, die jüngste raubte
Leise seinen goldnen Köcher,
Und die zarten, weißen Händchen
Waren eifrig nun beschäftigt,
Von den wohlgeschärften Pfeilen
Schnell die Spitzen abzubrechen;
Dann sie alle schnell enteilten
Leisen Tritts, voll Schadenfreude.
Als nun Amor drauf erwachte,
Und des Frevels inne worden
An den Pfeilen, an den Spitzen,
Die zerstreut im Grase glänzten:
Rief er halb von Zorn entrüstet:
„Ha! gewiß wart ihr es, Nymphen,
Die mich Schlummernden beschlichen! —
Doch, fürwahr, ihr sollt der Strafe

Er ſandte dir zurücke
Die goldne Uhr, den Ring,
Die er in glücklicher Stunde
Von dir, ſeiner Liebſten, empfing.

Ich traure mit dir, du Arme,
Ich fühl' es, dein Schmerz iſt groß,
Doch freue dich, nicht gefallen
Iſt dir das härteſte Loos.

Er blieb dir bis zum Tode
Unwandelbar und treu;
In ew'gem Liebesſchimmer
Erſcheint er dir ſtets neu.

Mit inniger Seelenfreude
Zeitlebens gedenkſt du ſein; —
Was man einſt ſo beſeſſen,
Kann nie verloren ſeyn.

Ihn rufſt du in bangen Nächten,
Ein tröſtliches Heiligenbild,
Vielleicht er hat dich vernommen,
Umwehet dich leiſe und mild.

Du Glückliche! ach ich neide
Den Schmerz dir, ſo ſelig, ſo groß;
Ich Arme! wie iſt mir gefallen
Ein vielfach härteres Loos.

Auch ich hab' den Liebſten verloren,
Doch nicht auf blutiger Statt;
Er gehet geſund und fröhlich
Umher hier in der Stadt.

Beim Feſte.

1.

Ah le mauvais refuge pour deux amans qu'une grande société.
Jean Jaques Rousseau.

Wohl hatte recht der weiſe Mann:
Viel ſchöner iſt's allein
Im ſtillen Thal, im grünen Wald
Mit dem Geliebten ſeyn.

Doch treffen wir uns auch im Saal
Gern im geſell'gen Kreis,
Denn Liebe ihre Sprache doch
Geheim zu reden weiß.

So manches Wort von dir geſagt,
Rauſcht Allen leer vorbei,
Nur ich verſtand wohl ſeinen Sinn,
Wußt', wie gemeint es ſey.

Wie meine Blicke ſchweifen auch,
Bald dorten ſind, bald hier,
Du weißt, wie mit geheimer Luſt
Sie ruhen nur auf dir!

Lieblich kommen sie hernieder,
Schmeicheln jetzt um Wang' und Locken,
Ruhen in des Schleiers Falten,
Fliehn jetzt wieder nach dem Hohen.

Wirbelnd fliehen stets sie weiter
Hin zu einem andern Orte, —
Weilet Lüfte, nehmt von hinnen
Mit euch fort noch meine Worte!

Wollt ihr zu der Freundin eilen?
O so spielt in leisem Tone
Schmeichelnd ihr um Lipp' und Wangen,
Bringt zu ihr des Abends Wonne!

Wenn ihr kühlend sie umhauchet,
Um ihr Rosenantlitz koset,
Dann hat sie vielleicht im Säuseln
Meiner Sehnsucht Hauch vernommen!

Sonett.

O dürft' ich dir doch meine Sehnsucht sagen,
Mit welcher liebend ich mich zu dir wende!
Nein, sehnender schaut nicht die Sonnenwende
Nach Phöbus hin in glanzerfüllten Tagen.

Oft frage ich mich mit geheimem Zagen,
Ob ich dir wohl ein Liebeszeichen sende?

Dann quälen wieder Zweifel mich ohn' Ende,
Daß ich kaum Blick noch Händedruck mag wagen!

Sollt' auch mein Lieben deines nie gewinnen,
Vergebens seyn mein Thun, mein eifrig Streben,
Und blieb' dir auch stets unerkannt mein Trachten:

Doch werd' ich ewig dich nur einzig minnen,
In deinem Leben nur wird blühn mein Leben,
Und sollt' in Sehnsuchtsflammen ich verschmachten!

Verschliessung.

Still verschlossen steht im Herzen,
Was mein Mund nicht zu dir spricht;
Ewig will geheim ich's denken,
Dir es sagen kann ich nicht.

Kalt und ruhig kann ich scheinen,
Herrschen über Blick und Mund;
Heimlich nur in stillen Thränen
Giebt sich meine Liebe kund!

Meinem Bruder den 21 Februar 1806.

Nur wenig hat mir das Geschick gegeben,
Mein Herz das höchste Lebensgut entbehret,
In dunkler Nacht verfließt mein junges Leben,
Wenn gleich mich innre heiße Gluth verzehret,

Doch zum Ersatz ward etwas mir gegeben:
Ein Bruder mir wie Wenigen gewähret,
Der, funkelnd wie ein Stern in dunkler Nacht,
Mein Leben hellt durch seines Glanzes Pracht.

Drum grüße ich den Tag mit hoher Freude,
An dem du lichter Stern mir aufgegangen,
Und was ich hier im Leben auch erleide,
Stets bleibt mein Blick an deinem Lichte hangen;
Ja selbst wenn ich von dieser Welt einst scheide,
Wird noch mein letzter Blick nach dir verlangen,
Und segnen werd' ich noch mit frohem Beben
Den Tag, der dir, o Theurer, gab das Leben!

Frühling.

Bräutlich geschmückt seh' ich umstrahlt von Segen
In vollem Frühlingsglanz die Erde prangen;
Von Liebeshauch und hellem Licht umfangen,
Erglühet Blumenschmelz auf allen Wegen.

In Lüften kommen Vöglein sich entgegen,
Umschmeicheln sich mit liebendem Verlangen;
Und röther färben sich der Jungfrau Wangen,
Sie fühlt den Busen stärker sich bewegen.

Die Menschheit jauchzet dir in Jubelchören,
Doch ich kann nicht in deine Feier stimmen,
O Erde! neidend seh' ich auf dich nieder:

Dir wird noch oft der Frühling wiederkehren,
In diesem Glanz wirst du alljährig schwimmen,
Doch mir, ach, kehrt der Frühling nimmer wieder!

Das seltene Blümlein.

O Mädchen, sprich, was suchest du
Wohl auf der duft'gen Au?
Ich sah der Blumen mancherlei,
Die glänzen schön im Thau.

Doch gehest du die Blümelein
Ja allesammt vorbei;
So laß mich wissen liebes Kind,
Was denn dein Suchen sey?

„Ich suche wohl, und find es nicht,
Ein Blümchen wunderschön,
Ich sucht' es schon im dunkeln Wald,
Im Thal und auf den Höh'n."

O sag', wie heißt das Blümchen denn,
Das deiner Wünsche Ziel?
Wer weiß, ich zeig' es dir vielleicht,
Ich kenn' der Blumen viel.

„Vergebens sinn' ich, wie es heißt,
Wie Mutter es genannt,
Ich hörte nur, wie sie's beschrieb,
Da bin ich fortgerannt.

Das Mädchen, das dies Blümchen fand,
Das preise hoch sein Glück,
Dies Blümchen schützt als Talisman
In Noth und Mißgeschick."

O hör', mich dünkt, ich hab' es schon,
Da blühet rosenroth
Ein wunderbares Blümlein auf,
Das lindert Weh und Noth.

Es blühet freundlich Jedem auf
Im Lebens-Frühlingsschein;
Mag nicht das, was die Mutter meint,
Das Blümchen Liebe seyn?

Das Blümchen Liebe ist es nicht,
Das ist mir wohl bekannt,
Nein, jen's ist seltner, anders auch
Hat Mutter es genannt.

Sie sagt': „Es wähnte Manche schon,
Daß sie das Blümchen fand,
Doch war es stets das rechte nicht,
Und welkt' in ihrer Hand."

Da steht ein andres Blümlein schön,
Das glänzt und strahlt wie Gold,
Das nennen wir die Freundschaft hier,
Das ist auch Vielen hold.

„Ach nein, auch Freundschaft ist es nicht,
Auch das ist mir bekannt,
Nein, jenes ist viel seltner noch,
Wird anders auch genannt."

Da ist noch eins, das Freude heißt,
Dies liebe Blümchen lacht
Und duftet süß für Alt und Jung
In vieler Farben Pracht.

„Das heitre Blümchen kenn' ich wohl,
Es sprießet immer neu! —
Doch halt! ich hab's, mein Blümchen heißt,
Es heißt die Männertreu."

Die Männertreu! ja, gutes Kind,
Du bist umsonst bemüht,
Die findest du wohl nimmermehr;
Die ist schon lang verblüht!

Die blühet gleich der Aloe
All' hundert Jahre neu,
Drum findet unter Hunderten
Kaum Eine Männertreu!

Verlust.

Du Arme hast verloren
Den Liebsten in blutiger Schlacht,
Der bis zum letzten Hauche
Treu liebend dein gedacht.

Er sandte dir zurücke
Die goldne Uhr, den Ring,
Die er in glücklicher Stunde
Von dir, seiner Liebsten, empfing.

Ich traure mit dir, du Arme,
Ich fühl' es, dein Schmerz ist groß,
Doch freue dich, nicht gefallen
Ist dir das härteste Loos.

Er blieb dir bis zum Tode
Unwandelbar und treu;
In ew'gem Liebesschimmer
Erscheint er dir stets neu.

Mit inniger Seelenfreude
Zeitlebens gedenkst du sein; —
Was man einst so besessen,
Kann nie verloren seyn.

Ihn rufst du in bangen Nächten,
Ein tröstliches Heiligenbild,
Vielleicht er hat dich vernommen,
Umwehet dich leise und mild.

Du Glückliche! ach ich neide
Den Schmerz dir, so selig, so groß;
Ich Arme! wie ist mir gefallen
Ein vielfach härteres Loos.

Auch ich hab' den Liebſten verloren,
Doch nicht auf blutiger Statt;
Er gehet geſund und fröhlich
Umher hier in der Stadt.

Beim Feſte.

1.

Ah le mauvais refuge pour deux amans qu'une grande société.
Jean Jaques Rousseau.

Wohl hatte recht der weiſe Mann:
Viel ſchöner iſt's allein
Im ſtillen Thal, im grünen Wald
Mit dem Geliebten ſeyn.

Doch treffen wir uns auch im Saal
Gern im geſell'gen Kreis,
Denn Liebe ihre Sprache doch
Geheim zu reden weiß.

So manches Wort von dir geſagt,
Rauſcht Allen leer vorbei,
Nur ich verſtand wohl ſeinen Sinn,
Wußt', wie gemeint es ſey.

Wie meine Blicke ſchweifen auch,
Bald dorten ſind, bald hier,
Du weißt, wie mit geheimer Luſt
Sie ruhen nur auf dir!

Sie weiß nicht, wie zuerst geheim
Sich Liebe regt in Bangen,
Wie selig dann die Seele schwebt
In Hoffnung und Verlangen.

Der Liebe Lust und Tändelei,
Der Liebe Schmerz und Wunden,
Der Liebe Ernst und Innigkeit
Hat nimmer sie empfunden.

Doch preisen Viele ihr Geschick,
Die klug und welterfahren, —
Ich bitte Gott, er wolle mich
Vor solchem Glück bewahren!

2.

Ich sehe oft die junge Maid, —
Sie dient im Haus dort drüben; —
Still weinend geht sie heut' umher,
Was mag sie so betrüben?

Am Brunnen weilt sie nicht wie sonst,
Wenn andre Mädchen scherzen;
Die schwatzen, kichern unter sich,
Sie geht in stillen Schmerzen.

„Ihr Liebster zog in's Baierland,
Will wandern noch 'ne Weile,
Er war heut' früh vor ihrer Thür,
Nahm Abschied in der Eile."

„'Nen frischen Strauß hatt' er am Hut,
Doch nicht von ihr bekommen;
Sie gab ihm mehr, ihr armes Herz,
Das hat er mitgenommen."

„Er zog durch's Thor mit Andern fort,
Man hört' noch lang ihr Singen;
Die arme Maid nicht singen kann,
Ihr will das Herz zerspringen."

Wie dauerst du mich, armes Kind!
Ja, ich versteh' dein Leiden;
Ich weine Thränen so wie du, —
Gott sende Trost uns Beiden!

3.

„Ich kam zu besuchen das Mühmchen, —
Es waren die Eltern grad' aus; —
Ich war wohl ein naher Verwandter,
Doch kam ich jetzt selten in's Haus."

„Das Mühmchen empfing mich recht freundlich, —
Sie war sonst dem Vetter wohl gut, —
Doch auf mich mit lautem Gebelle
Fuhr los ihr Hündlein mit Wuth."

„Mit Drohung gebot sie zu schweigen
Dem Unhold, so wüthend auf mich,
Der knurrend, auf mich stets schielend,
Zurück auf sein Kissen entwich."

Schön und golden floſſen da die Stunden,
Hoch begeiſtert war mein junger Sinn;
Liebe, die ich damals tief empfunden,
Iſt auf ewig wie ein Traum dahin!

Vieles hat die Bruſt ſeitdem durchzogen,
Hohe Freude, tiefe Seelenpein,
Doch in des bewegten Lebens Wogen
Ging nie unter jener Tage Schein,

Der mir noch dein ſüßes Bild erhellet,
Das, ein Heiligthum, im Innern ſteht,
Und dem ewig Schönen beigeſellet
Nie in meiner Seele untergeht!

Meiner Amalia.

Zum 9 Oktober 1808.

Des Lebens Kränze hab' ich nicht errungen,
Es welkten früh mir manche Lebensblüthen,
Nicht ſahe ich zum ſchönen Kranz geſchlungen
Die Myrt' und Roſen, ſie, der Liebe Blüthen.
Nur einzeln konnt' ich — ſo iſt's mir gelungen —
Nur hin und wieder, wenig Blumen hüten,
Die wunderbar durch Düfte und Geſtalten
In meinem Leben ſchön und herrlich walten.

So iſt auch eine Lilie mir erblühet
Vor vielen ſchön, an Glanz und Pracht und Reine,
Auch ſie zu hegen bin ich heiß bemühet,
Sie lieb' ich wie nur je der Blumen eine,

Und ob im Leben Alles auch verglühet,
Sie lebt mit mir in ewigem Vereine;
Und stürzt die Welt in Schutt und Graus und Flammen,
Wir lieben uns und halten fest zusammen.

Drum muß ich festlich heut' den Tag begrüßen,
Der, meine Lilie Dich, erblühen sah;
Wenn auch hinfort sich Blumen mir erschließen,
Für mich ist keine mild wie du mehr da.
O mög' dich reiner Aether stets umfließen,
Und alles Schöne, Edle sey dir nah!
Die Götter mögen dich vor Leid, Gefahren,
Amalia, meine Lilie, treu bewahren!

Sonett.

Es ist vorbei, es ist um uns geschehen!
Nicht konnt' uns Freiheit unser Volk erringen;
Zu feig zum Kampfe, ließ es sich bezwingen,
Statt kühn und mannhaft Feinde zu bestehen.

Wer wollte nicht vor Leid und Gram vergehen!
Um's Vaterland sehn wir die Ketten schlingen,
Ein fremdes Volk in unsre Hütten dringen;
O weint, ihr Frauen, über Deutschlands Wehen!

Doch bleib' euch, wie einst Jungfrau'n heil'ges Feuer,
Zum Vaterland die Glut der Liebe theuer; —
Einst werden Enkelsöhne euch geboren.

In ihnen wird die Glut zur Flamme lodern,
Sie werden Deutschlands Freiheit muthig fodern,
Die ihre Väter einst so feig verloren!

Lied.

Du gingst dahin zu Lust und Spiel,
Dein Mädchen blieb allein,
Du denkst nicht mein dort im Gewühl,
Ich denke immer dein.

Du höreſt dort im hellen Saal
Auf muntrer Damen Scherz,
Indeß in bittrer Liebesqual
Vergeht mein armes Herz.

Die Stunden rauschen froh dir hin
Bei Tanz wohl und Gesang;
Für mich ist Stille nur Gewinn,
Mir ist so weh und bang.

Du giebst dich hin der Fröhlichkeit,
Und Freude lacht um dich;
Zu denken dein mit Innigkeit
Ist einzig Lust für mich.

So freue dich am bunten Spiel,
Und treibe leichten Scherz,
Viel werde dir der Freude, viel!
Nur mir ein ruhig Herz.

Frühlingslied.

O Frühlingszeit!
Wie machst du das Herze so groß und weit!
Wie regt sich Alles munter da drinnen,
Wie werden so wach und lebendig die Sinnen!
Es haben die süßen Gefühle nicht Raum,
Es wogt in dem Herzen und schwebt wie ein Traum.
O Frühlingszeit!
O Wunderzeit!

O Frühlingszeit!
Wie schmückst du die Erde weit und breit!
Den weißen Mantel schon weggehangen,
Kommt sie im grünen Kleide gegangen;
Und was sie hielt in dem Winterhaus,
Die Blumen, die spendet sie freundlich aus.
O Frühlingszeit!
O Blüthezeit!

O Frühlingszeit!
Wie mahnst du an die vergangne Zeit!
Es hatte mit dir in tausend Wonnen
Mein süßes Liebeleben begonnen;
Und still, in Erinnrung und Liebe versenkt,
Mein Herze des vorigen Frühlings gedenkt.
O Frühlingszeit!
O Liebeszeit!

O Frühlingszeit!
Wie schöner warst du damals, denn heut'.
Es können nicht Worte kund euch geben
Das zarte Frühlings- und Liebeleben.

Ich kann nicht beschreiben, wie in der Brust
Mir wogte damals ein Meer von Lust.
O Frühlingszeit!
O Wonnezeit!

O Frühlingszeit!
Ich grüße mit stiller Hoffnung dich heut'.
Denn was im Winter die Erde verloren,
Das sieht sie mit dir sich wiedergeboren,
So bringst du vielleicht mir auch Alles zurück:
Die Liebe, den Liebsten und Liebesglück!
O Frühlingszeit!
O Hoffnungszeit!

Sonett.

Das Herz, mit Phantasie im Bunde, fliehet
Zu dir, mit Reben schön umkränzter Strand!
Was ist es, das mit unsichtbarer Hand
Mich stets zu deinen schönen Ufern ziehet?

O schöner Rhein, an dem ich aufgeblühet
Und meiner Kindheit frühe Freude fand,
Nach dir sehn' ich, nach dir, du liebes Land,
Wo einst so schöne Sterne mir geglühet!

Obgleich mit Schnelle, seit ich dich verlassen,
Im Strom der Zeit manch heitres Jahr entschwand,
Wollt' nimmer doch dein lichtes Bild verblassen.

Was schlinget denn um mich dies mag'sche Band,
Daß ich heißliebend nimmer dich kann lassen?
Es ist der süße Name: Vaterland.

Gedichte aus Juliens Nachlaß.

1.

Viel hör' ich von der reichen Braut
Und ihrem Glück erzählen,
Der Bräutigam beschenkte sie
Mit Perlen und Juwelen.

Die Mutter kauft das Leinenzeug
Zur Ausstattung auf's Beste,
Das Silberzeug und Hausgeräth
Bewundern alle Gäste.

Die Wagen rollen vor das Haus
Mit Freunden und Bekannten,
Der Braut bringt man den Glückwunsch dar,
Den Eltern und den Tanten.

Fast in die Wolken hört man sie
Das Glück der Braut erheben, —
Doch ich gestehe, mich ergreift
Dabei ein Grau'n und Beben.

Nicht Liebe, nicht das eigne Herz
War ihrem Bund Berather,
Denn es erkor ihr den Gemahl
Mit klugem Sinn der Vater.

Sie weiß nicht, wie zuerſt geheim
Sich Liebe regt in Bangen,
Wie ſelig dann die Seele ſchwebt
In Hoffnung und Verlangen.

Der Liebe Luſt und Tändelei,
Der Liebe Schmerz und Wunden,
Der Liebe Ernſt und Innigkeit
Hat nimmer ſie empfunden.

Doch preiſen Viele ihr Geſchick,
Die klug und welterfahren, —
Ich bitte Gott, er wolle mich
Vor ſolchem Glück bewahren!

2.

Ich ſehe oft die junge Maid, —
Sie dient im Haus dort drüben; —
Still weinend geht ſie heut' umher,
Was mag ſie ſo betrüben?

Am Brunnen weilt ſie nicht wie ſonſt,
Wenn andre Mädchen ſcherzen;
Die ſchwatzen, kichern unter ſich,
Sie geht in ſtillen Schmerzen.

„Ihr Liebſter zog in's Baierland,
Will wandern noch 'ne Weile,
Er war heut' früh vor ihrer Thür,
Nahm Abſchied in der Eile."

„'Nen frischen Strauß hatt' er am Hut,
Doch nicht von ihr bekommen;
Sie gab ihm mehr, ihr armes Herz,
Das hat er mitgenommen."

„Er zog durch's Thor mit Andern fort,
Man hört' noch lang ihr Singen;
Die arme Maid nicht singen kann,
Ihr will das Herz zerspringen."

Wie dauerst du mich, armes Kind!
Ja, ich versteh' dein Leiden;
Ich weine Thränen so wie du, —
Gott sende Trost uns Beiden!

3.

„Ich kam zu besuchen das Mühmchen, —
Es waren die Eltern grad' aus; —
Ich war wohl ein naher Verwandter,
Doch kam ich jetzt selten in's Haus."

„Das Mühmchen empfing mich recht freundlich, —
Sie war sonst dem Vetter wohl gut, —
Doch auf mich mit lautem Gebelle
Fuhr los ihr Hündlein mit Wuth."

„Mit Drohung gebot sie zu schweigen
Dem Unhold, so wüthend auf mich,
Der knurrend, auf mich stets schielend,
Zurück auf sein Kissen entwich."

„Da kam, es schien unerwartet
Dem Mägdlein, ein zweiter Besuch,
Eintrat ein stattlicher Herre,
Der vornehm und fein sich betrug."

„Er schien ein Fremder dem Hause, —
Auch mir war der Herr nicht bekannt, —
Er küßte dem zierlichen Mühmchen
Mit Ehrerbietung die Hand."

„Mit fremdem und vornehmem Wesen
Ließ sie es gleichgültig geschehn,
Fast hätte man können drauf schwören,
Sie hab' ihn nicht zweimal gesehn."

„Doch freundlich empor sprang das Hündlein,
Der Herr schien nicht fremd ihm zu seyn,
Es naht' ihm mit Wedeln und Schmeicheln,
Und schien sich erstaunlich zu freu'n."

„Ei du mein wunderlich Hündlein,
Was habe denn ich dir gethan?
Bist du der Wächter im Hause,
Warum bellst du Jenen nicht an?"

Mein guter und ehrlicher Vetter,
Von Wesen sonst einfach und schlicht,
Wie hatte so schnell er verstanden
Den kleinen, verrätherischen Wicht!

In ſtille Erinnrung verſunken,
Denk' ich jener Tage ſo gern,
Ach, ſeitdem iſt Alles entſchwunden,
Und Liebe und Freude mir fern!

Das Hündlein, ſo wach und ſo freundlich,
So treu mir, und ihm auch ſo lieb,
Das Hündlein, das ward mir geſtohlen
Von einem argliſtigen Dieb.

Der Vetter, der zog in die Fremde,
Von dannen weit über das Meer,
Dort hat er ein Weib ſich genommen,
Und denket wohl kaum noch hieher.

Laßt ſchweigen mich von dem Geliebten,
Still trag' ich mein trübes Geſchick,
Dahin ſind die Tage der Liebe,
Dahin iſt mir Freude und Glück!

4.

Es ſtampfte voll Unruh und Freude
Und wieherte muthig das Roß,
Mit Huſſah und Peitſchengeknalle
Ging vorwärts der jubelnde Troß.

Es flogen auf eiſigem Strome
Die Schlitten wie Pfeile dahin,
Das luſtige Schellengeläute
Klang hell zu dem fröhlichen Sinn.

Es hatte in jedem ein Pärchen
Nach Luſt ſich zuſammen gefügt,
So ſaßen wir unter den Frohen
Auch froh an einander geſchmiegt.

Da riefſt du: „Wie bin ich ſo ſelig,
Ich halte dich, Liebchen, im Arm,
Wir fühlen nicht Nordwind und Kälte,
Wie iſt unſer Herz doch ſo warm!“

Zum glänzend erleuchteten Saale
Führt Jeder die Dame in's Haus,
Da baten die Herrn Cavaliere
Sich höflich das Schlittenrecht aus.

Du bateſt mit höflicher Miene
Um den Kuß mich ſo fein und galant, —
Es ſchien wohl den Leuten im Saale,
Als hätten wir kaum uns gekannt. —

Dein leiſes Geflüſter vernahm ich:
„Die Lippen, die kenne ich ſchon,
Ich Glücklicher! oft ja ſchon gaben
Sie mir ſolchen herrlichen Lohn!“ —

Es fahren die Schlitten heut' wieder
Wie damals in glücklicher Zeit,
Ich habe dich ſeitdem verloren,
Wie anders ach! iſt es nun heut'.

Ein alternder Herre im Pelze
Sitzt bei mir im Schlitten ſo dicht,
Er klagt über Sturm und Geſtöber,
Ihm blendet der Schnee das Geſicht.

Doch ſpielt er noch gern den Galanten,
Vermeint unterhaltend zu ſeyn. —
O bräche das Eis doch in Stücke,
Auf daß wir verſänken im Rhein!

5.

Ich lag als kleines Mädchen
Im Fieber matt und krank,
Verordnen thät der Vater
Als Arzt mir kühlen Trank.

Oft legt' er an die Stirne
Mir ſeine liebe Hand,
Mit banger Sorge prüfend
Des Köpfchens heißen Brand.

Als die Gefahr gewichen,
Ich im Geneſen war:
Viel bracht' er mir der Blumen
Und manches Spielwerk dar.

Die Mutter pflegte liebend
Ihr armes krankes Kind, —
Wie war durch Troſt und Liebe
Die treue Mutter lind!

Sie wußte muntre Mährchen
Von Fee und Rübezahl,
Vom Tanze kleiner Elfen
Im hellen Mondenſtrahl.

Es kam der Lenz, geneſen
In heiterm Kinderſinn,
Geſund an Leib und Herzen
Hüpft' ich in's Grüne hin. —

Nun wieder überkommen
Iſt mir ein ſchmerzlich Weh,
Doch ach! nicht Troſt und Hülfe
Ich ſo wie damals ſeh'.

Nun Herz und Haupt mir glühet
Von heißer Liebe Brand;
Wo iſt der treue Vater,
Wo ſeine liebe Hand?

Verwaiſt nun und verlaſſen,
Allein mit meinem Schmerz,
Iſt fern auch Mutterliebe
Mit Troſt und Mährchenſcherz.

Zum Mährchen iſt geworden
Mir deine Lieb' und Treu,
Drum wird mir Heil und Frieden
Ach! niemals wieder neu!

Es kommt der Lenz, geneſen
Wird manches Herz durch ihn; —
Mich legt man bald in's Grüne
Todt unter Blumen hin!

6.

Du gingeſt am Fenſter vorüber
Und Blumen ſtanden davor,
Granaten, Jelängerjelieber,
Und Roſen und Myrten in Flor.

Ein Mägdlein mit roſigen Wangen
War hinter den Blumen zu ſehn,
Du grüßteſt mit ſtillem Verlangen
Und bliebſt vor dem Fenſterchen ſtehn.

Und freundlich begegnet den Blicken
Des Trauten ſie, ſo wie dem Gruß,
Sie reicht ihm in Liebesentzücken
Den Mund zwiſchen Blumen zum Kuß.

Das Licht der Granaten verſprühte,
Dahin iſt ihr feuriger Glanz,
Die Myrte und Roſe verblühte,
Es pflückte ſie Niemand zum Kranz.

Nun ſtarren die Fenſter von Eiſe,
Der Froſt malet Blumen daran,
Doch alle von ſchneeiger Weiße,
Sie grauſen mich todtenhaft an.

Ja kämeſt auf's neu' du hernieder
Die lange Straße gewallt,
Gewiß nicht erkenneſt du wieder
Dahinter die blaſſe Geſtalt!

7.

Was geht euch meine Liebe an?
Sie quält nur mich allein;
Zu Leide thu' ich Keinem ja
Etwas in meiner Pein.

Was gehet euch mein Weinen an
Und meiner Augen Schein?
Wenn Thränen ich vergießen will,
Die Thränen ſind ja mein.

Laßt mich mit meinem tiefen Gram
Nur ungeſtört allein,
Und zehrt er auch mein Leben auf,
Mein Leben auch iſt mein.

8.

Man wird nach meinem Tode
Viel reden hin und her;
Daß ich ſchon mußte ſterben,
Wird man beklagen ſehr.

„Es war ein ſchleichend Fieber,"
Spricht Der mit klugem Sinn,
„Das raffte in der Blüthe
Das arme Kind dahin!"

Wohl war's ein schleichend Uebel,
Es schlich so süß sich ein!
Das, eh' ich mich's versahe,
Ergriff die Seele mein.

„Es war ein Nervenleiden,
Das oftmals sie befiel,"
Spricht Jener mit Bedauern,
„Drum weinte sie so viel."

Ich habe viel gelitten
Und habe viel geweint,
Doch Niemand hat erfahren,
Was ich damit gemeint.

„Vielleicht auch war im Herzen" —
Fällt noch ein Dritter ein —
„Der Krankheit Sitz verborgen,
Drum litt sie solche Pein."

Ja, krank war ich von Herzen,
Mein Herz war mir so schwer,
Doch all' ihr Klugen rathet
Vergebens hin und her.

Nur Einer weiß auf Erden,
Was mir den Tod erwarb,
Und kommt zu ihm die Kunde,
Er weiß, woran ich starb!

9.

Keinen Schlaf und bleiche Wangen,
Kurz der Athem und geschwind,
Sagt, was ist wohl anzufangen
Mit dem armen, kranken Kind?

„Soll der Heilung sie sich freuen,
Muß die Jungfrau von hier fort,
Freundlich muß man sie zerstreuen,
Aendern muß sie Luft und Ort."

„Wo Natur und Leben lachen,
Wo die Lüfte sanfter wehn,
Wird der heitre Sinn erwachen,
Wird ihr neues Heil erstehn."

Kluger Arzt, du hast's getroffen,
Dacht' ich still in meinem Sinn;
An den Ort, wo ich darf hoffen,
Ihn zu finden, bringt mich hin!

O wie wohl werd' ich mich fühlen,
Wo sein Wort, sein Athem weht!
Neues Glück wird mich umspielen,
Wenn er mir zur Seite geht.

Heilen werden meine Wunden,
Ruhend still an seiner Brust;
Ach, und soll ich nicht gesunden,
Sterb' ich da in süßer Lust!

10.

O Tanne, grüne Tanne!
Wie ist so fest dein Sinn;
Der Schnee, der Sturm, der Regen
Zieht über dich dahin,
Doch immer ungebeuget
Bist du und immer grün!

Wie ist mir so gebrochen
Des Herzens heitrer Sinn!
Es zogen Leid und Schmerzen
Viel über mich dahin,
Drum siehst du mich in Thränen
Gebeugt vorüber ziehn!

11.

Es wogt das goldne Saatenfeld
In lauer Abendluft,
Die Wiese und des Waldes Grün
Deckt leichter Nebelduft.

Vom Abendsterne weht es mir
Wie leise Hoffnung zu,
Und auch der Mond mit stillem Licht
Gießt in die Seele Ruh.

Es weicht von mir mein stilles Weh,
Und freudig schwillt die Brust!
Mir überkommt, weiß nicht woher,
Die reinste Himmelsluft.

Ich sinne hin, ich sinne her,
Welch Wunder wohl geschah,
Mir ist so leicht, mir ist so wohl,
Mir ist als wärst du nah!

12.

Es ist der Tod mit seinem stillen Frieden,
Der nahend mir die wunde Brust durchbebt.
Ich wünsche nichts mehr von der Welt hienieden,
Zwar jung noch, hab' ich doch genug gelebt.

Ich lasse hier der Erde gern zurücke
Die Hülle, welche Manche schön genannt;
Die Seele nimmt ja mit ihr höchstes Glücke,
Die Liebe ist an keine Form gebannt.

Sie ist der Seele schönstes, reinstes Leben,
Sie kann im Erdenstaube nicht gedeih'n,
Drum weg von hier! Mit ahnungsvollem Beben
Strebt Psyche sich vom Staube zu befrei'n.

Wiedersehen.

Du warst meinen Blicken entschwunden,
Die Monde schnell kommen und gehn,
Viel flossen der Wellen zum Meere,
Seit ich dich nicht wiedergesehn.

Auf einmal ſteheſt du wieder
Vor mir mit dem alten Blick,
Und rufeſt die Lieder und Träume
Der alten Zeit mir zurück!

Ich hab' viel von dir geträumet
So ſüß einſt, und ach auch ſo ſchwer!
Und deine Lieder, ſie tönten
Noch lange ſo ſüß um mich her.

Wie hab' ich um dich gelitten,
Geweinet, um dich geklagt,
Ich wähnte dem Gram zu erliegen,
Bin faſt an mir ſelber verzagt.

Und auf mir lag es wie Winter
So nächtlich, ſo ſchwer und ſo kalt,
Ich meinte, es würde nie enden
Solch Winterſturmes Gewalt.

Doch Frühling iſt's wieder geworden,
Es blühen die Blumen auf's neu',
Die Nachtigall ſinget und ſchöner
Denn jemals erblühet der Mai.

Und Roſen und Lilien und Myrten
Verſpricht mir der Sommer zumal,
Es glänzen und ſchwellen die Knospen
Viel ſchöner und reicher an Zahl. —

O blicke nicht so mir in's Auge,
Ich hab' dir nichts Leides gethan,
Zurück schau' in's eigene Herze,
Denn da fing dein Unglück sich an.

Nun stehest vergebens du wieder
Vor mir mit dem alten Blick,
Du bringest die Lieder und Träume
Vergangener Zeit nicht zurück!

2.

Du blickst mich trüb und klagend an,
Und fragst: „Wie soll ich's fassen
Von dir dies kalte Wiedersehn,
Die liebend ich verlassen?"

„O laß mich nicht so vor dir stehn,
Schlag nicht den Blick so nieder,
Vergieb, und trau auf's neue mir,
Reich' Herz und Hand mir wieder."

„Vergieb die eigne Täuschung mir,
Den Wahn, den ich bereue. —
Du schweigst? Du schüttelst streng das Haupt,
Bezweifelnd meine Treue?"

„Ach, konnte Liebe und Vertraun
Dir denn so ganz entschwinden,
Daß unsre Herzen nicht wie sonst
Sich eins im andern finden?"

„Voll heißer Liebe, sehnsuchtsvoll
Hat's zu dir mich gezogen,
Mit sel'ger Hoffnung, daß du noch
Mir liebend seyst gewogen."

„O wehe solchem Wiedersehn,
Wo all dies muß zerstieben!"
Ja Wiedersehen ist nur schön,
Wenn Zwei sich treu geblieben!

Wunsch.

„Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht."
Der Dichter sagt's, und manchesmal
Hab' ich's ihm nachgedacht.

Am reichen Himmel dieser Welt
Sah ich manch strahlend Licht
Umleuchten mich in hehrer Pracht,
Doch ich begehrt' es nicht.

Doch seit du, meiner Liebe Stern,
Mit deinem lichten Schein
In's trübe Leben mir gestrahlt,
Seufz' ich: ach wärst du mein!

Abschied und Bündniß.

Leise kam die Dämmerstunde,
Fand uns im Gespräch allein;
Still durch's Grüne sah verstohlen
Nur der Mond zu uns herein.

Dir entströmten ernste Worte,
Sprachest nicht in Minnescherz,
Ferne war uns Liebeständeln,
Tief bewegt war unser Herz.

Sprachst nicht von der Locken Wallen,
Rühmtest nicht der Augen Licht,
Nicht des Mundes freundlich Lächeln,
Nicht das blüh'nde Angesicht.

Ernst, entscheidend war die Stunde,
Fern uns Scherz und Tändelei'n;
Tief, ach! drangen deine Worte
In die Seele mir hinein.

Mit des frohsten Muthes Hoffen
Sprachest du vom Vaterland,
Dem die Freiheit zu erringen,
Jeder Edle sich verband.

In dem heil'gen Tugendbunde
Nanntest du mit Stolz und Lust
Männer, die wie Himmelssterne
Hoffnung strahlten in die Brust,

Die im Druck der trüben Zeiten
Deutschen Sinn und Muth bewahrt,
Um die kühn und kampfbegierig
Deutsche Jugend sich geschaart.

Sprachst in heiligem Erglühen
Von dem Ernst der großen Zeit,
Ueber Kampf und Sieg und Sterben,
Ueber Gott und Ewigkeit.

Tief ergriffen, o verstand ich
Ganz dein edles, großes Herz,
Das gelitten und geblutet
Ueber Deutschlands Schmach und Schmerz.

Da erklang die Scheidestunde,
Und es stockt' der Rede Fluß;
Mich umschlingend, gabst du schweigend,
Mir den ersten Liebeskuß.

Meines Lebens schönste Stunde
War von tiefem Schmerz durchwebt;
Zitternd ruht' in deinem Arme
Ich von Glück und Angst durchbebt.

Nicht durch Scherz und Tändeleien
Gab sich Lieb' um Liebe kund;
Ahnungsvoll in ernster Stunde
Schloß sich unsrer Liebe Bund!

Angst und Beruhigung.

1.

Wie ängstlich, ach, toben die Stürme,
Die Nacht ist so finster und kalt,
Der Regen ergießt sich in Strömen,
Gepeitscht von des Windes Gewalt.

Wo magst du, Geliebter, wohl weilen
In dieser unheimlichen Nacht?
Die, bang in die Kissen geschmieget,
Dein Mädchen in Aengsten durchwacht.

Du schweifest im Regen und Sturme
Vielleicht ohne Obdach und Ruh,
Es schliessen dem feindlichen Reuter
Die Thüren und Herzen sich zu.

Ach, oder liegst du verwundet,
Verlassen im feindlichen Land,
Und fühlst nur die brennenden Schmerzen,
Und keine sanft pflegende Hand?

Der Regen schlägt hart an die Fenster,
Die Eule schreit bang in die Nacht; —
O bist du vielleicht gar gefallen
In Leipzigs blutiger Schlacht?

Ich raffe mich auf von dem Lager,
Vergehe in Aengsten und Pein; —
Es können nicht ärgre Gespenster
Als meine Gedanken mir seyn!

2.

Und als ich um dich so geweinet,
Gejammert die ganze Nacht,
Da fiel ich ermattet in Schlummer,
Als eben der Morgen erwacht.

Da ward mir gesendet zum Troste
Vom Himmel ein freundlicher Traum:
Ich sah eine glänzende Taube
Mir strahlen wie Silberschaum.

Im rothen Schnäbelchen hielt sie
Ein grünendes Lorberreis,
Du hattest mit fröhlicher Botschaft
Sie zu mir gesendet mit Fleiß.

Da pocht' es und stört' mich im Traume,
Die Zofe tritt leis in die Thür',
Und bringet mit rothem Siegel
O Himmel! ein Brieflein von dir!

Andenken.

Ich kann der süßen Hoffnung nicht entsagen,
Dich hier im Leben einmal noch zu sehen!
Wenn sich in Fernen Phantasie'n ergehen,
So wollen sie dich liebend zu mir tragen.

Und was in längſt entflohnen Blüthentagen
So lange ſchon einſt zwiſchen uns geſchehen,
Bleibt mir wohl ewig im Gedächtniß ſtehen,
O nimmer möcht' ich deſſen mich entſchlagen!

Du ahneſt nicht, daß ich in ſtillen Stunden
Mit der Erinnerung an dich mich labe,
Daß feſt an dich mich knüpfet frommer Glaube.

Wo magſt du weilen? Rauſcht etwa, entſchwunden
Der düſtern Welt, auf deinem ſtillen Grabe
Der Herbſtwind ſchon im abgefallnen Laube?

Rückblick.

Es waren ſchwere Zeiten,
Die Welt bedränget hart,
Kein Lichtblick wollt' erhellen
Die trübe Gegenwart.

Den Menſchen, ſchwer bedrücket
Durch allgemeine Noth,
Schien Freud' und Glück erſtorben
Und jede Hoffnung todt.

Da blühte unſre Liebe
So rein, ſo mächtig auf,
Da wurde hell und ſonnig
Uns trüber Tage Lauf.

Recht wie auf dunkelm Grunde
Des Regenbogens Pracht
In ſchönerm Farbenſpiele
Vom Himmel nieder lacht:

So trat in jenen Tagen
Die Liebe uns hervor,
Sie hob uns über Leiden
Und jede Noth empor.

Und Muth und Hoffnung füllte
Das Herz mit Lebensluſt;
Was Allen ſchien verloren,
Ging auf in unſrer Bruſt.

Die Zukunft uns erhellte
Ein Licht aus Himmelshöhn, —
O jene trüben Tage
Wie waren ſie ſo ſchön!

Minnetroſt.

Nach ſo vielen trüben Hinderniſſen,
O Geliebter, werd' ich endlich dein!
Trüb von bangem Zweifelmuth zerriſſen,
Zagt' ich oftmals: nimmer wird er mein!

Auf die ſchnell entſchwundnen Mädchenjahre
Schau' ich tiefbewegt und froh zurück;
Mit dem Myrtenkranz am Traualtare
Fühl' ich nochmals jener Tage Glück.

Unsre Liebe, die so heiß erglühte,
Hart durch manchen Kampf und Schmerz versucht
Unsrer Jugend reiche, schöne Blüthe
Reift uns nun zur schönsten Lebensfrucht!

Alles bot ich dir aus meinem Leben,
Was das Schönste mir und Höchste war;
Was auch mochte meinen Busen heben,
Jede Regung ward dir offenbar.

In dein Herz hat meines sich ergossen
Mit der höchsten Innigkeit und Lust,
Fest von deinem treuen Arm umschlossen,
Schmieg' ich selig mich an deine Brust.

Blick' zu dir empor mit frohem Beben
In dein treues Auge voll Vertraun;
Wirst du liebend stets mich so umgeben,
Wird vor keinem Lebenssturm mir graun!

Drum sey, Liebe, dir der Schmerz vergeben,
Der die heitre Jugend mir getrübt;
Ist doch Liebe nur der Jugend Leben,
Schmerzenfrei kein Herz, das glühend liebt!

Auf mein früh gestorbenes Kind.

(1818)

1.

Wir sahn entzückt aus unsrer Liebe Feuer
Sich zwischen uns ein Flämmchen rein erheben
In des geliebten süßen Kindes Leben;
Und uns begann des höchsten Glückes Feier!

Die Flamme glänzte uns zu täglich neuer
Und süßrer Freude, und mit frohem Beben
Vereinten wir des Herzens liebstes Streben,
Zu pflegen was uns über alles theuer.

Da kam mit schwerem Tritt der Tod gegangen;
Die Flamme, die so herrlich uns geleuchtet,
Die löschte er zu unserm tiefsten Beben.

Nun scheinet kalt und dunkel uns das Leben,
Mit Thränen ist Gesicht und Aug' befeuchtet;
Wir stehn erschüttert, tief vom Schmerz befangen.

2.

Schon wehen wieder Frühlingslüfte lind,
Und Veilchen lassen süßen Duft entschweben,
Mit jungem Gras und Laube spielt der Wind,
Auch hör' ich Nachtigall ihr Lied erheben.

So viel auch Wesen und Gewächse sind,
Es dränget alles sich zum Licht und Leben;
Nur welken mußte, ach, mein zartes Kind,
Es sollte keinen Frühling je erleben!

Nicht Frühlingsluft, nicht Veilchen, Nachtigallen,
Und was noch sonst der Frühling Süßes bringt,
Nichts davon sollte in dein Leben fallen,

Da dich so früh das dunkle Grab verschlingt!
Und mir, die ich in Schmerz um dich vergehe,
Blüht nichts im Frühling als mein tiefes Wehe!

An Affing.

Den 12 December 1824.

Frühmorgens mit goldenem Strahle
Begrüßet die Sonne ein Haus,
Da schauen zwei liebliche Köpfchen
Holdseliger Kinder heraus.
Die Mutter, die stehet dahinter
Mit seliger Wonne im Blick:
„Erhalte" — so fleht sie zum Himmel —
„Erhalte dem Hause das Glück!"

„Die Freude, die friedliche Stille,
Zufriedenheit, heiterer Sinn,
Das süße Vertraun und die Liebe,
Die wohnen ja mit uns darin!
Erhalte den trefflichen Gatten
Mir und den Kindern zum Heil,
Viel werde des Glückes und Segens
Dem innig Geliebten zu Theil!"

Du weißt es gewißlich zu finden
Dies glückliche Haus in der Stadt,
Die glückliche Frau mit den Kindern,
Die Glück für den Gatten erbat;
Du kennst ja die blühenden Köpfchen,
Die schauen zum Fenster hinaus,
Geliebter, du wohnst ja darinnen,
Es ist ja dein eigenes Haus!

An Affing.

Den 6 April 1825.

Veilchen, zarte Frühlingskinder,
Hast du heute mir gebracht,
Mir gepflückt zur Frühlingsgabe,
Liebend mein dabei gedacht.

Wie der Veilchen zarte Düfte,
Wie der Frühlingslüfte Wehn
Fühl' ich deiner Liebe Walten
Zart und innig mich umwehn.

Frühling wird es! Frühling ist es
Stets in unserm Glück und Sinn!
Also nehm' ich deine Veilchen
Still in froher Deutung hin!

Am Neujahrstage 1828,
als ich eine aufgeblühte Rose an meinem Rosenstocke fand.

Wie bist du unter Schnee und Eise
Im kalten Winter hold erblüht,
Du Sommerkind, deß lichte Farbe
Auf grünem Blätterthrone glüht!

Ungünstig stand dir viel entgegen,
Nur kärglich war der Sonnenschein,
Dir fehlten Thau und Frühlingslüfte,
Doch solltest du so schön gedeihn.

Ich grüße dich, ein freundlich Zeichen,
Vignette mir zu diesem Jahr;
Es biete uns in seinem Laufe
Viel deiner holden Schwestern dar!

Der Jüngling und die Nixe.

Heim gehet im silbernen Mondenschein
Am Ufer vorbei der Landmann allein.

Da ruft es den Jüngling mit Namen so laut,
Doch Niemand am Ufer der Spähende schaut.

Da lachet die Nixe mit schelmischem Hohn,
Ist plätschernd zur Höhe des Wassers entflohn.

Sie war in dem Schilfe und Röhricht versteckt,
Voll Muthwillen hat sie den Wandrer geneckt.

Er schauet ihr nach mit Sehnsucht im Blick,
Gedankenvoll kehrt er zur Hütte zurück.

Drauf eilt er am Morgen in hastigem Lauf
Zum Ufer, und pflanzet drei Rosen dort auf;

Versteckt sich dann listig im Weidengebüsch,
Und hofft so zu fangen den lieblichen Fisch.

Der Himmel ist blau und die Luft so rein,
Die Nixe taucht auf aus dem glänzenden Rhein.

Sie horchet und spähet, steigt auf dann an's Land,
Schon hält sie die Rosen erfreut in der Hand.

Da springt er hervor aus versteckendem Grün,
Die Nixe schreit kläglich und strebt zu entfliehn.

Wie schnell sie auch flüchtigen Fußes entweicht,
Doch hat er sie dicht an der Fluth noch erreicht.

Wie's Wasser auch rauschet in fluthendem Lauf,
Er faßt sie, zieht wieder an's Land sie herauf.

„O laß mich, o Jüngling, so schön von Gestalt!
O laß mich, und thu' nicht der Nixe Gewalt!

O laß mich, o Jüngling, es wird dich gereun,
Du erzürnest den Herrscher, den mächtigen Rhein!"

„„Du hast mich gehöhnet, du hast mich geneckt,
Dich schnell dann im Schilf und im Röhricht versteckt.

Du herrliche Jungfrau mit schwellender Brust,
Nein, dein begehr' ich in feuriger Lust!""

„Der Vater wird rächen sein weinendes Kind,
Der Rhein ist mein Vater, o laß mich geschwind!"

„„Ich halte dich fest, nicht entgehest du mir,
Und süße Rache nun nehm' ich an dir!""

„Wohlan, ich entsage dem heimischen Grund,
O Jüngling, doch sey es um ehlichen Bund."

„„Mein Weib du, o Jungfrau, das gehe ich ein,
Heut' Abend noch tanzen wir Hochzeitsreihn.

Dort oben am Berge mit Flieder bekränzt,
Wo helle das Fenster im Sonnenlicht glänzt,

Dort ist meine Hütte, dort führ' ich dich hin,
Komm folge, mein Lieb, mit vertrauendem Sinn.""

Am Nachmittag kamen die Seinen heran
Zur Hochzeit, und tanzten auf grünendem Plan;

Schallmeien und Geigen, die tönen so laut,
Doch stille sitzt unter den Gästen die Braut.

Ihr ist so beklommen auf bergiger Höh',
Es thut ihr die schneidende Bergluft so weh.

Wer ist dort der Mann in dem Rebblätterkranz,
Der zuschaut so ernsthaft dem lustigen Tanz?

Wie stolz und wie edel erscheint sein Gesicht, —
Ein Fremder wohl ist es, man kennet ihn nicht.

Ein starkes Ruder trägt er in der Hand,
Was will er damit auf dem festen Land?

Es ſcheint, ihm behaget das Hochzeitsfeſt,
Denn frohſinnig miſcht er ſich unter die Gäſt',

Traktirt ſie ſogar mit dem köſtlichſten Wein,
Und trinkt ihnen zu, und ſchenkt ihnen ein.

Wie mundet der Trank, wie erfreuet ſie das!
Er füllet ſtets wieder ſein dunkelgrün Glas.

Sie ſchlürfen noch manchen begierigen Zug,
Und haben doch immer des Weins nicht genug.

Sie taumeln und jubeln im Kreiſe herum,
Doch ernſt iſt der Fremde und nüchtern und ſtumm.

Es freut der berauſchende Trank ſie ſo ſehr,
Sie taumeln und jubeln und fordern noch mehr.

Der Fremde erwiedert: „Es thuet mir leid,
Hab' keinen mehr bei mir, doch liegt er nicht weit.

Kommt mit mir zum Schiffe, da hab' ich genug."
Da folgt ihn zum Strome der lärmende Zug.

Der Fremde nimmt haſtig die Braut bei der Hand,
Und führt ſie hinunter zum heimiſchen Strand.

Da eilt er mit ihr in die Wogen hinein,
Sein Kind holt er wieder, der mächtige Rhein!

Der Jüngling will halten und faſſen die Braut,
Er iſt ja ſchon mit der Geliebten getraut.

Er will ſie nicht laſſen, er faßt ihr Gewand,
Da reißt's ihn hinunter mit mächtiger Hand.

Drei Tage da unten im Strome er blieb;
Die Seinen, die suchen ihn bange und trüb.

Am dritten ging unter die Sonne so roth,
Da fand man im Schilf und im Röhricht ihn todt.

Die Nixe hat Keinen mehr seitdem geneckt,
Sich nicht mehr im Schilf und im Röhricht versteckt.

Fahrt auf dem Rhein.

1.

Wir fuhren selbander
Im schaukelnden Kahn,
Vom Ruderschlag tönte
Die fluthende Bahn.

Ward etwa beim Schwanken
Des Kahnes mir bang,
Der Liebste mit Zuspruch
Mich fester umschlang.

Es kräuselten Wellen
Um's Schiffchen sich her,
Die Sonne sank nieder
So ruhig, so hehr.

Die Furcht war vorüber,
Doch hielt er mich fest,
Und stärker und fester
An's Herz er mich preßt.

„Nun laß mich, es gleitet
Nun ruhig der Kahn,
O Liebſter, es ſehn ja
Die Schiffer uns an! — "

„Die Schiffer, das ſind ja
Verſtändige Leut',
Die haben auch einmal
Um's Liebchen gefreit.

Der junge hat auf uns
So munter geſchaut,
Gewißlich erwartet
Daheim ihn die Braut.

Der alte am Ruder
Sieht ſtill vor ſich hin,
Vergangenes ziehet
Wohl dem durch den Sinn.

Nun ſieht er auf uns her,
Nun hin auf den Rhein, —
Sein Silberhaupt röthet
Des Abendlichts Schein." —

Ein zwiefaches Glänzen
Verklärt ſein Geſicht. —
O Sonne, o Liebe,
Wie ſtrahlſt du ſo licht!

2.

Sanft gleitet zwiſchen grünem Ufer
Von lauer Luft umweht der Kahn,
Mit Bildern reich an Licht und Farbe
Erſcheint geſchmückt die Silberbahn.
Es wirft auf Strom, auf Thal und Hügel
Die Sonne ihren letzten Schein,
Der grünen Berge kühne Häupter
Beſpiegeln ihren Glanz im Rhein.

Hell von dem Thurm der Kloſterkirche
Erſchallt der Vesperglocke Klang,
Und unten in dem Thal ertönet
Der fleiß'gen Winzer Abendſang.
Wie traut und heimathlich erſcheinet
Das Dörfchen an des Berges Fuß! —
Die Winzerin im Scheibenhute
Nickt freundlich zu den Abendgruß.

Die alte Burg dort auf der Höhe,
Ein kühnes Bild vergangner Zeit,
Blickt ernſt und ſchroff auf uns hernieder,
Und träumt von alter Herrlichkeit.
Wir grüßen dich, du alter Rieſe!
Voll Ehrfurcht zu dir auf wir ſehn,
Du kennſt uns nicht, kannſt unſre Zeiten
Und ihre Thaten nicht verſtehn.

Es iſt der Geiſt vergangner Größe,
Der trüb aus dieſen Mauern bricht,

Es klingt wie Mährchen faſt und Lieder,
Was dumpf und leiſ' im Traum er ſpricht.
Die alten Augen ſind geblendet
Vom hellern Lichte unſrer Zeit, —
O ſchlaf' und träume ruhig weiter
Von deiner alten Herrlichkeit!

Dort zwiſchen grünen Rebenhügeln
Steht hell das Kreuz im Abendlicht. —
Wie um des Heilands Dornenkrone
Sich ſchön die junge Ranke flicht!
Von dieſem Haupt wird ewig ſtrahlen
Ein immer friſcher Hoffnungsſchein. —
Andächt'ge, die am Fuße knieet,
Schließ uns in dein Gebet mit ein!

3.

Finſter blicken jene öden Mauern,
Drin ein wilder Ritter einſt gehauſt;
In den Räumen, die mit Regenſchauern
Nun der Wind ſo ungeſtört durchſauſt,
Saß der Räuber, ſicher wie der Aar
Auf dem Fels, mit ſeiner wilden Schaar.

Aus dem Hinterhalt zu überfallen
Wußt' er ſchlau den reichen Handelsmann;
Edle Jungfrau'n, die ihm baß gefallen,
Schleppt' er mit dem Raub den Berg hinan;
Niemand konnte ſicher auf dem Rhein,
Auf den Straßen, in der Hütte ſeyn.

Endlich kam's dem Sünder ein zu freien,
Er erwählt' das allerschönste Kind;
Lieblich wie die Rose glänzt im Maien,
Edlen Stammes auch und zart gesinnt
War die Jungfrau, die er sich erkor,
Sie die Schönste von dem Mädchenflor.

Also ward in ihren Blüthentagen
Diese Maid des wilden Ritters Braut;
Schwer, ach, wurd's der Armen Ja zu sagen,
Ihr im Herzen sprach es Nein so laut,
Doch des harten Ohmes schnöder Sinn
Sah in Macht und Reichthum nur Gewinn.

Reich geschmückt war schon zum Hochzeitsfeste
In der Burg der weite Rittersaal,
Und geladen reich an Zahl die Gäste,
Und bestellt ein festlich glänzend Mahl.
Wo allnächtlich nun das Käuzchen schreit,
War man nur zu Lust und Tanz bereit.

Um die schöne Braut sich heimzuholen,
Fuhr er ihr entgegen auf dem Rhein;
Ach, sie bebte! bange und verstohlen
Rannen Thränen in den Strom hinein,
Als sie sah sich den Verhaßten nahn
Auf des Rheines heller Wasserbahn.

Mit dem Oheim stieg zum Bräutigame
In den Kahn sie ein in wehem Muth,
Stille saß sie und in trübem Grame
Blickt sie in die sanft bewegte Fluth,

Taucht die Hand mit dem Verlobungsring
In den Strom, der spielend sie umfing.

„Hätt' ich doch," — so spricht sie leis' und trübe
In den klaren, tiefen Strom hinein —
Hätt' ich deine Gunst und deine Liebe,
Schöner Herrscher, Rebumkränzter Rhein!
O wie wohl, statt im verhaßten Bund,
Wäre mir auf deiner Fluthen Grund!"

„Du, ein Gott, du könntest mich erretten,
Bist du nicht an Macht und Stärke reich?
Komm, o Rhein, und löse meine Ketten,
Nimm mich auf in deinem Wasserreich!
Nimm von meiner Hand den Ring dahin
Dir zum Pfand, daß ich dein eigen bin!"

Zwischen weiß und gelben Blumenglocken,
Zwischen Kalmus, Schilf und hohem Rohr
Hebt, geschmückt mit Weinlaub in den Locken,
Schnell der Wassergott sein Haupt empor;
Voll Entzücken er die Jungfrau schaut,
Die ihm angelobet sich zur Braut.

Leicht durch seiner Wellen leises Walten
Streift er ab den Ring von ihrer Hand,
Und, umspielt von lieblichen Gewalten,
Ahnt sie frei sich vom verhaßten Band.
Eine Hand taucht aus der Tiefe, preßt
Ihre sanft und hält sie kosend fest.

Plötzlich wird ein Tönen und ein Klingen,
Ueberirdisch, auf den Wellen wach,

Unsichtbar die Silberstimmen singen,
Ziehn dem Kahne als Begleiter nach;
Süß befangend tönt der Zaubersang,
Daß ihr Herz erbebt so liebebang.

Nieder senken sich die Dämmerungen,
Und der Fährmann lenkt den Kahn an's Land;
Unsichtbar fühlt sich die Maid umschlungen,
Nieder zieht es sie mit starker Hand.
Bebend sinkt sie, kaum sich mehr bewußt,
In die Fluthen an des Gottes Brust.

Daß er die Entschwindende erreiche,
Springt der Ritter von dem Uferrand,
Ringt umsonst nach ihr, denn seine Leiche
Warf der Gott entrüstet an das Land,
Der die Jungfrau hält in sichrer Hut,
Die mit ihm verschwindet in der Fluth.

Wo noch jetzt die Reisenden erbeben,
Wo der Strudel schreckt den Schiffersmann,
Hart bei Bingen hat sich dies begeben,
Wie man's euch dort noch erzählen kann.
Wo die Woge ihr stets wirbelnd schaut,
Dort verschwand die schöne Rheinesbraut.

4.

Wir fuhren dem Strudel vorüber
Bei Bingen im wiegenden Kahn,
Er schwankt auf den Wellen, und fester
Schmiegt' ich dem Geliebten mich an.

Ich blickte voll Schauer zur Stelle,
Wo einſt jene Jungfrau entſchwand,
Die kühn mit den kräftigen Armen
Der Rhein in den Fluthen umwand.

Und weiter wir fuhren, und dunkler
Uns nächtliche Dämmrung umgab;
Unförmlich, wie Rieſengeſtalten,
Sahn düſter die Felſen herab.

„Was reget denn dort ſich am Ufer,
Wie tanzend in neblichtem Flor?
Was treffen für ſeltſame Klänge
So zaubriſch befangend mein Ohr?“

„Sey ruhig, es ſingen die Nixen,
Und tanzen den fröhlichen Reihn;
Hoch oben herab von dem Felſen
Stimmt leiſe die Lurley mit ein.“ —

„O weh mir! die Nixen verlocken
Die Männer durch Tanz und Geſang,
Es will dich die Lurley gewinnen,
Drum macht mir ihr Singen ſo bang.

Sie wollen dich laden zum Tanze,
Dich ziehn in's kriſtallne Gezelt, —
Es rauſchet, es hebt ſich die Welle,
Am Fels unſer Schiffchen zerſchellt!

Ich Arme! dann liegt meine Leiche
Frühmorgens am Ufer im Sand, —
Dir reichet die schönste der Nixen
Im Wasserpalaste die Hand!"

„O halte mich fest nur umschlossen,
Und bleibe nur treu du und wahr!
Dann, Liebchen, dann bringen die Nixen
Der Lurley uns keine Gefahr!"

Und fester umschlang mit den Armen
Ich ihn als mein theuerstes Gut:
O schwankendes Schiffchen, vorüber
Fahr' glücklich in schützender Hut!"

Der Nebel zerrann, hinter Bergen
Erblickten den Mond wir so klar;
So führet herzinnige Liebe
Uns glücklich durch alle Gefahr!

Das Fräulein und der Fischer.

Lieder des Fräuleins.

1.

Mein Vater thront auf hohem Schloß
Im reich verzierten Saal,
Es beugen sich vor seinem Wink
Vasallen groß an Zahl.

Die Mutter ſitzt auf goldnem Stuhl,
Auf ſammtnem Polſter weich,
Rund um ſie ſtehn der Damen viel,
Geſchmückt mit Perlen reich.

Denn durch die hohe Flügelthür'
Der Gäſte Schaar erſcheint,
Man grüßet, ſcherzet, ſpricht und lacht,
In froher Luſt vereint.

Und durch die Menge dränget ſich
Geſchäft'ger Diener Schaar,
Auf goldnen Tellern bieten ſie
Confekt und Früchte dar.

Und im criſtallenen Pokal
Dazu den goldnen Wein; —
Ein Jeder ſcheinet wohlgemuth
Des Feſtes ſich zu freun.

So geht es alle Tage fort,
In Feſten, Luſt und Glanz,
Bald Jagd, Conzert und Schlittenfahrt,
Bald Feuerwerk und Tanz.

Nur mich, des Grafen Töchterlein,
Drückt, ach! die goldne Pracht,
Mir iſt ſo bang, mir iſt ſo weh,
Wenn Alles ſcherzt und lacht.

Der Herren viel mit Stern und Band
Mir ebenbürtig ſind,
Und mancher ſchmeichelnd nahet ſich
Mir armen trüben Kind,

Und quält mit Liebeswerbung mich,
Dann werd' ich blaß und roth,
Dann mein' in Angſt ich zu vergehn,
Dann wünſch' ich mir den Tod!

2.

Dort unten im grünenden Thale,
Dort ſtehet ein kleines Haus,
Drauf ruhen die ſehnenden Blicke,
Schau' ich zu dem Fenſter hinaus.
Drin wohnet der bräunliche Fiſcher,
Ein Jüngling, ſo muthig und kühn;
Oft ſeh' ich frühmorgens die Netze
Vom Frühlicht vergoldet ihn ziehn.

Oft auch in dem ſchwankenden Nachen
Schwebt er auf dem ſtürmenden Rhein,
Doch ſcheint's, ihm gehorchen die Wogen,
So ſorglos und kühn ſieht er drein.
Dann kehret mit Beute beladen
Er Abends zur Hütte zurück,
Hängt ſorgfältig auf noch die Netze
In des Abendlichts ſcheidendem Blick.

In's Netz bin ich arme gerathen
Des Fischers so schön und so kühn! —
Ach könnt' ich hinab von dem Schlosse
Zu ihm in die Hütte entfliehn!
Wie gern ließ' ich alles zurücke
Hier oben im glänzenden Saal,
Das seidne Gewand und die Perlen
Mitsammen dem Schleier und Schawl!

Dann trüg' ich ein Mützchen und Mieder
Und Blumen, die er mir gepflückt,
Und lebt' in dem einsamen Thale
Als Fischerin froh und beglückt!
Das Hüttchen so traut und so enge
Hätt' wohl für zwei Glückliche Raum. —
Schon wieder ach! ruft man zum Feste! —
Fahr wohl du, mein goldener Traum!

3.

Wär' ich doch die Stromnajade
Im crisallnen Wasserreich!
Schöner Jüngling, schöner Fischer,
O dann wärst du mein sogleich!

Könntest dann nicht widerstehen
Meinem Liebesgruß und Sang,
Liebend würd' dein Herz erbeben,
Und vergessen Netz und Fang.

Zu mir nieder würd' ich ziehen
Dich herab auf Stromes Grund,
Fest dich halten, dich umschlingen,
Drücken dich an Herz und Mund.

Und des Rheines Silberwelle
Hielt' als Schleier uns bedeckt,
Und kein Sterblicher würd' ahnen,
Welche Liebe sie versteckt!

Der Diener ging zum Thale früh
Die Fische zu bestellen;
Der Fischer ging zum Schloß hinauf
Mit Lachs und mit Forellen.

Dort heute großes Festmahl ist,
Dem fremden Herrn zu Ehren,
Geladen sind der Gäste viel,
Um Lust und Glanz zu mehren.

Die Diener rennen hin und her
Im Glanz der goldnen Tressen,
Dem hohen Gast zu Ehren will
Heut' keiner was vergessen.

Der Fischer steht im Hofe still,
Er muß heut' lange warten,
Da geht die Herrschaft froh und laut
An ihm vorbei zum Garten.

Er tritt beſcheiden ſchnell bei Seit',
Den ſtolzen Zug zu ſchauen,
Das ſchöne Fräulein führet der Gaſt
Mit Stolz und Selbſtvertrauen.

Wer wird wohl auf den Fiſchersmann
Dort an der Mauer ſehen?
Gleichgültig rauſchten ſie vorbei,
Nur Eine ſah ihn ſtehen.

Die grüßt' ihn mit Holdſeligkeit, —
Wie ward ſein Sinn befangen! —
Er ſah ihr lange, lange nach
Mit ſehnendem Verlangen.

Des Fiſchers Lied.

Ich höre erzählen vom Fiſcher ſo oft
In alten Liedern und Sagen,
Vom glücklichen Fiſcher in uralter Zeit
In längſt ſchon vergangenen Tagen.

Sie ſagen, er fiſchte einſt aus dem Meer
So Kron' und Zepter von Golde,
Die bracht' er dem Herrſcher, der gab ihm dafür
Viel Dank noch zum Ehrenſolde.

Ich weiß etwas Schön'res, das fiſchte ich gern,
Doch iſt's nicht im Waſſer zu ſchauen;
Es weilt auf dem Lande im blumigen Hain,
Die Lieblichſte iſt es der Frauen.

Doch man sah den Fischer schweigend
Trüb in seine Hütte gehn,
Niemand hat ihn an dem Tage
Auf dem Strome fischen sehn.

Wie so klar am frühen Morgen
Auch die helle Sonne schien,
Ward es doch am Mittag trübe,
Finstre Wolken sah man ziehn.

Und der Wind erhebt sich sausend,
Stürmt, daß Baum und Mast erbebt,
Tobt mit wilden Regengüssen,
Wie man kaum sie je erlebt.

Durch des Himmels schwarze Decke
Dringt kein einz'ger Sternenblick;
Von der Fahrt kehrt mit den Seinen
Spät im Sturm der Graf zurück.

Auf dem Lager liegt der Schiffer
Wachend, sie nur schwebt ihm vor,
Horch! da traf durch Windes Heulen
Angstgeschrei um Hülf' sein Ohr.

Hülfe! Hülfe! ruft es wieder
Lauter durch den Sturm dahin.
Halb bekleidet springt der Fischer
Auf, und eilt zum Ufer hin,

Findet dort die Jacht gestrandet,
Auf den Klippen borst der Kiel,
Ankertau und Segel rissen,
Sind des wilden Sturmes Spiel.

Schon beginnt die Jacht zu sinken,
Immer höher steigt die Noth
Der Bedrängten auf dem Schiffe;
Bebend vor dem nahen Tod,

Klammern sie in Angst und Schrecken
Sich an Mast und Stangen an. —
Auf den Wogen schwebt der Fischer
Im gewohnten leichten Kahn,

Kämpft besonnen, kühn und mächtig,
Durch der Wogen Drang mit Muth; —
Heil und Glück dir, kühner Retter,
Auf der wild empörten Fluth!

Doch vergebens nach der Liebsten
Späht er in der Dunkelheit,
Ach! sie möcht' zuerst er retten,
Doch zum Säumen ist nicht Zeit.

Alles strebt mit wildem Drängen,
Der Gefahr sich zu entziehn,
Alle sind in Todesnöthen,
Alle fordern sein Bemühn.

Doch nun naht von allen Seiten
Auch der Strandbewohner Schaar,
Naht mit Kähnen und mit Fackeln
Bei des theuern Herrn Gefahr.

Glücklich durch vereinte Kräfte
Wird Verderben abgewandt;
Gott und Menschenhülfe preisend,
Sind wohl Alle schon am Land.

Man erkennt sich, sucht sich wieder
Bei dem hellen Fackellicht,
Alle glücklich sind gerettet,
Nur des Grafen Tochter nicht.

Welcher Schrecken, welch Entsetzen!
Vater, Mutter jammern laut,
Und der Fürst erbleicht erschrocken
Beim Verlust der schönen Braut.

Hoher Lohn wird dem verheißen,
Der die schnellste Hülfe schafft,
Ob sie lebe, ob als Leiche
Sie der Wasserfluth entrafft.

Und die Schaar gewandter Schiffer
Stürzt alsbald zum Suchen fort,
Doch vergeblich ist die Mühe,
Sie bringt Keiner mehr zum Port.

Denn der Fiſcher hat ſie ſchon gefunden
Starr und regungslos im Weidengrün,
Düſtern Blickes hält er ſie umwunden,
Trägt ſie ſtumm nach ſeiner Hütte hin.
Lautlos legt er ſie auf weiche Decken,
Spendet, was die Hütte nur vermag,
Läßt nichts unverſucht ſie zu erwecken,
Zu beleben ihres Herzens Schlag.

„Kann nichts" ruft er bebend aus „beleben
Dieſen ſchönen, jugendlichen Leib?
Soll vergebens ſeyn mein banges Streben,
Wäre todt dies heißgeliebte Weib?
Himmel, nein! o Himmel, hab' Erbarmen!
Gieb der Liebe, gieb ſie mir zurück!
Mir? Was ſag' ich? Nein, nicht mir; — mir Armen
Ward verſagt ſie feindlich vom Geſchick!" -

„Kamſt du, Tod, um mir ſie zu vermählen,
Die voll Huld auf mich herabgeblickt?
Nicht im Leben durfte ſie mich wählen,
Doch der Tod hat Herz an Herz gedrückt!"
In Verzweiflung faßt er ihre Hände,
Eiſeskalt, und wie der Schnee ſo weiß,
Will erwärmen ſie, und ohne Ende
Drückt er ſie an ſeine Bruſt ſo heiß.

Drücket in des Schmerzes bangem Beben
Feſt auf ihre Lippen ſeinen Mund,
In ſie hauchen möchte er ſein Leben; —
Giebt ſich denn kein Lebensfunke kund?

Ja, es regt sich leise ihr im Herzen,
Auf ihn fällt ihr erster matter Blick. —
Jüngling, was sind alle deine Schmerzen
Gegen diesen ersten Augenblick?

Sie erholt sich, lebt und athmet wieder,
Die als Leiche er dem Sturm entrafft,
Schon bewegen sich die schönen Glieder,
Anmuthsvoll in neuer Lebenskraft.
Sie gewahrt mit Lust sein frohes Beben,
Sieht ihn nahe sich, — welch froher Traum!
Ging sie denn wohl ein zum sel'gen Leben?
Himmel scheinet ihr der Hütte Raum.

Nimmer kann sie mehr von ihm sich trennen,
Dem sie Liebesglück und Leben dankt,
Gattin will sie dem sich fürder nennen,
Der vor ihr in Glück und Wonne schwankt.
„Mag man," spricht sie, „ferner todt mich glauben,
Niemand ahnen, daß ich hier erstand,
Niemand soll das hohe Glück mir rauben,
Das bei dir ich durch den Tod hier fand!"

„Längst schon abgestorben jenem Glanze,
Der im Schloß des Vaters mich umgab,
Heimlich bebend vor dem Hochzeitskranze,
Hofft' und wünscht' ich nur ein frühes Grab.
Doch mir wird, was ich in tiefem Sehnen,
Gab im Lied nur und Gebete kund:
Hier bei dir ein neues, schön'res Leben,
Süßes Glück im stillen Thalesgrund!"

Des Seemanns Braut.

1.

Horch, Meta, horch, Kanonen dröhnen,
Im Hafen laufen Schiffe ein.
Schon wieder! O wie schlägt mein Herze,
O möcht' es doch der Liebste seyn!
O wäre nahe schon die Stunde,
Die ihn zurück zum Hafen bringt,
Da der Kanonen lautes Grüßen
Mit Jubelton vom Schiff erklingt!

Er schweift noch fern auf wildem Meere,
Von tobender Gefahr umschwebt,
Darob mein Herz, ihm treu ergeben,
In bangem Schauer tief erbebt.
Verborgne Klippen, öde Küsten,
Korsarenwuth, des Hungers Noth,
Der Wilden Horden, ach, sie gaben
Vielleicht schon grausam ihm den Tod!

Vielleicht auf ferner Insel Strande
Wirft tosend ihn die Welle an,
Und ohne Klage, ohne Thräne
Begräbt man dort den fremden Mann.
O trübe Bilder, schmerzlich Ahnen
Erfüllt mein Herz mit Angst und Graus! —
Komm, Meta, komm hinaus ins Freie,
Es wird zu enge mir im Haus!

2.

Oben hoch von Hamburgs Walle
Schaut man auf die Elbe hin,
Herrlich glänzt der Strom und woget,
Und ergötzet Herz und Sinn.
In die blaue Ferne schweifet
Spähend, sehnsuchtsvoll der Blick,
Ahnt die See mit ihren Schätzen,
Ahnt in blauer Ferne Glück.

Oben hoch von Hamburgs Walle
Zeiget sich dem Blick ein Wald,
Nicht ein Wald von grünen Bäumen,
Nein, von Masten mannigfalt.
Bunte Flaggen, leichte Wimpel
Sind der Bäume Blüthenkranz;
Lustig flattert hin die Möve
In des Abendlichtes Glanz.

Oben hoch von Hamburgs Walle
Seht der stolzen Schiffe Reih'n,
Liefen hier aus fernen Zonen
Reichbeladen glücklich ein,
Haben auch wohl Sturm bestanden,
Ruhen nun in sichrer Hut.
Bringen wird auch eines wieder
Mir zurück ein theures Gut!

Stille ruht auf Strom und Ufer,
Friedlich naht der Abend sich,
Stille wird's auch in der Seele,
Hoffnungsvoll und feierlich.

Kehrt' ſo manches Schiff doch wieder,
Das zur Ferne zog hinaus. —
Abendſtille, Herzensſtille! —
Meta, komm, wir gehn nach Haus.

3.

Da unten bei Cuxhaven
Da woget das offne Meer,
Vorbei dort ziehen viel Schiffe
Von weiter Ferne daher.

Dem Dreimaſter ſchwellet die Segel
Der Wind zu rüſtigem Lauf,
Schon ſegelt er ſtolz uns vorüber
Die Elbe nach Hamburg hinauf.

Das iſt die Hoffnung, ſie kehret
Mit reicher Ladung zurück,
Der Stürme gar viel und Gefahren
Beſtand ſie mit Muth und mit Glück.

Wie fröhlich iſt's auf dem Verdecke,
Es drängt ſich Geſtalt an Geſtalt;
Sie jubeln und ſchwenken die Hüte,
Und fröhliches Hurrah! erſchallt.

Kanonen, die dröhnen dazwiſchen,
Zu grüßen den heimiſchen Strand;
Das nenn' ich mir noch ein Grüßen,
Das weithin erſchallet ins Land!

Mir will es die Bruſt faſt zerſprengen,
O faſſe dich, zitterndes Herz!
O Meta, hilf tragen die Freude,
Wie du mir halfſt tragen den Schmerz!

Wanderlied.

In die Ferne zieht ein Wandrer
Leichten Sinns am Wanderſtab,
Singt ein Wanderlied, dazwiſchen
Pflückt er ſich manch Blümchen ab.

„Was du hinter dir gelaſſen,
Schau nicht bang darnach zurück,
Vor dir liegen blaue Berge,
Und dahinter manches Glück."

„Aus den Augen, aus dem Sinne,
Goldnes Sprüchlein, wohlbekannt!
Ander Städtchen, ander Mädchen,
Iſt ein's, das ihm nah verwandt!"

„Weißt noch nicht, für wen das Sträußchen
Du am Wege haſt gepflückt,
Wirſt bald wieder Eine finden,
Die ſich freundlich damit ſchmückt!"

„Neues Glück und neue Liebe
Heget jeder neue Ort,
Monde wechſeln, Winde wehen
Und verwehen manches Wort!"

Mittags ruhet der Geſelle
In dem Lindenſchatten aus,
Denkt noch einmal ſeiner Liebſten,
Die er weinend ließ zu Haus.

Ihren Namen, ſeinen Namen
Schreibt er ſpielend in den Sand, —
Dorten wohl zum letztenmale
Beide man vereinigt fand.

Kalter Wind durchzieht die Lüfte
Und verweht die Namen dort,
Monde wechſeln, Winde wehen
Und verwehen manches Wort!

Drei ſüddeutſche Lieder.

1.

Du haſt ja verſprochen:
Im Mai über's Jahr
Dann führſt du mich, Trauter,
Als Braut zum Altar!

Der Mai iſt vergangen,
Der Sommer ſchon fort,
Die Schwalbe zieht abwärts,
Sucht wärmeren Ort.

Doch willſt du nichts hören
Von Hochzeit und Schmaus,
Du giebſt mir kaum Antwort,
Und weicheſt mir aus.

Und machſt mir ja immer
Solch trutzig Geſicht,
Dein Sinn iſt gewendet,
Verſchweig' es mir nicht!

Ich weiß doch halt gar nicht,
Was ich dir gethan,
Sag' an mir, ſchön Gretel,
Wie bin ich daran?

2.

Du hatteſt nicht nöthig viel Worte zu ſagen,
Zurück mir zu ſenden die Kette, den Ring,
Ich wußte ſchon längſt was die Glocke geſchlagen,
Und daß es wohl Zeit, daß zu Bette ich ging'.

Ich weiß mir ein Bettlein recht kühl zu erwählen,
Es iſt auf des Rheines goldſandigem Grund,
Da will ich dem Rheingotte Alles erzählen,
Er macht mich von Liebe und Leiden geſund.

Da wirſt du die Nacht nicht die Ruhe mir ſtören,
Um die du auf Erden mich ganz haſt gebracht;
Wir werden hinfort von einander nicht hören, —
Schlaf' wohl du, falſch Gretel, ſchlaf' wohl, gute Nacht!

3.

Durch Wolken ſchien ſo trübe des Mondes bleiches Licht,
Es rannen heiße Thränen mir hin auf's Angeſicht!

Daß ich mich wollte stürzen hinab an dieser Stätt',
Mich und mein Kind begraben im kühlen Wasserbett.

Da hob sich aus den Wellen ein schön und bärtig Haupt,
Mit grünem Rebenkranze war ihm das Haupt umlaubt.

Und zu mir sprach's: „Geselle, was führt denn dich hieher?
Du scheinest ja so traurig, was drückt dich denn so sehr?

Da fing ich an zu klagen mit Thränen laut mein Leid,
Daß mich zum Tode jage die Untreu meiner Maid!

Daß ich nun wolle stürzen mich in den Strom hinein,
Mich und mein Kind begraben im stillen kühlen Rhein.

„Das sind schon alte Lieder von Lieb' und Ungetreu,
Doch sehn wir, täglich werden die alten Lieder neu.

Und wer verschmähte Liebe erfährt zum erstenmal,
Der meint, er fühl' alleine solch bittre Liebesqual.

Der Strom, der würde schwellen und werden bald zur See,
Wollt' Jeder sich da betten mit seinem Liebesweh.

Auch würden dich verlachen die Nixen allzumal,
Sie spotten des Verliebten und seiner Liebesqual,

Sind Dirnen auch, und Dirnen sind überall sich gleich,
Sie liebeln und sie foppen auch hier im Wasserreich.

Drum sag' ich dir: bleib oben, geh' wiederum nach Haus,
Dein Leid wirf in die Fluthen, du aber bleibe draus.

Vergiß die falsche Dirne und ihren Wankelmuth,
Du findest eine Bessre dir treu in Liebesgluth"

So hat der Gott gesprochen, der alte kluge Rhein,
Drum ging ich kühl und ruhig nach Haus im Mondenschein.

Ich warf mich hin in's Bette, doch nicht auf Rheines Grund,
Schlief bis zum hellen Morgen und wachte auf gesund.

Mein Leid, das ist geschwommen indeß zum weiten Meer,
An dich, du falsches Gretel, denk' ich nun gar nicht mehr.

Die Mutter mit dem kranken Kinde.

Komm', ich will in's frische Grün dich tragen,
In die laue, warme Frühlingsluft,
Daß sie stärke mit dem Blüthenduft
Dir das kleine Herz zu fernen Tagen!

Sieh, die Bienchen suchen schon zu naschen,
Und der Schmetterling sich lustig regt;
Wie der Wildfang mit dem Flügel schlägt!
Möchtest ihn wohl mit dem Händchen haschen?

Hörst du, wie die Nachtigall dort flötet?
O mein Bübchen, siehst so froh mich an!
Frühlingsluft hat dir schon wohl gethan,
Hat das blasse Wänglein dir geröthet.

Hell und warm scheint Sonne auf uns nieder, —
Ist zu stark dir Luft und Frühlingslust?
Neigst dein Köpfchen sanft an meine Brust? —
Süßer Schlaf deckt seine Augenlieder.

Stille! ſtört das Kind mir nicht im Schlummer,
Denn im Schlaf giebt Gott den Seinen Glück;
Gieb, o Herr, Geſundheit ihm zurück,
Ende meinen trüben Herzenskummer!

Laß ihn vor der Frühlingsſonne ſchwinden!
Die aufs neue Wald und Flur erhellt;
In der Hoffnung Farbe glänzt die Welt,
Frühling will ſie überall verkünden.

Glück und Leben giebſt du allen Weſen,
Alle drängen ſich zu Licht und Luſt;
Laß denn auch das Kind an meiner Bruſt,
Laß zu Luſt und Leben es geneſen!

Laſſe rein und kräftig ihn genießen,
Was Natur an Glück und Luſt enthält,
Und das Schöne deiner ſchönen Welt
Sich in's Tiefſte ſeiner Bruſt ergießen!

Auf einen verſtorbenen Knaben.

O du mein lieblicher Knabe!
Wie liefſt du ſo froh einſt im Wald,
Wie blühte im Kreis der Geſpielen
So hold deine liebe Geſtalt!

Du kletterteſt hoch in die Bäume,
Schnitt'ſt Gerten geſchmeidig und lang,
Und ſuchteſt nach Beeren und Nüſſen,
Und horchteſt dem Vogelgeſang.

Da grubſt du den Kern in die Erde
Und ſpracheſt: „Er werde zum Baum,
Er gebe der Mutter einſt Schatten,
Und luſtigen Vögelchen Raum!"

O du mein lieblicher Knabe,
Du welkteſt und ſankeſt hinab,
Es wehen und ſäuſeln die Lüfte
Hin über dein mooſiges Grab.

Dem Kerne jedoch iſt entwachſen
Ein ſchöner und kräftiger Baum,
Er breitet die buſchigen Aeſte
Weit aus in dem ſonnigen Raum.

Du wurdeſt, mein lieblicher Knabe,
Von Gottes allmächtiger Hand
Entnommen den Stürmen der Erde,
Verpflanzet in beſſeres Land.

Du herrliches Bäumchen, einſt blühend
So ſchön hier, in Hoffnung ſo reich,
Dort biſt du zum kräftigen Stamme
Erwachſen im himmliſchen Reich!

Am Hochzeitsmorgen.

Mich preisen Alle glücklich,
Begrüßen froh mich heut',
Die Tanten und Geſpielen
Erſcheinen hocherfreut.

Sie brachten Band und Spitzen
Und viel Geſchmeide dar,
Den Kranz von grünen Myrten
Zu flechten mir in's Haar.

Sie loben und bewundern
Mein weißes Atlaskleid,
Und Eine gar, ich glaube,
Sieht mich mit ſtillem Neid.

Man wähnt mich hochbeglücket,
Ahnt meine Wehmuth nicht,
Bringt mir auf rother Seide
Gedruckt ein Feſtgedicht.

Drin lobet man und preiſet
Den Bräutigam gar ſehr, —
Die Eltern ſind ſo glücklich,
Als wenn auch ich es wär'!

Sie ſehen mich im Kranze,
Gerührt, mit feuchtem Blick,
Still hab' ich mich ergeben,
Still tragend mein Geſchick.

Der Nachtwächter.

Hört ihr Leute, laßt euch ſagen,
Zwölfe hat die Glock' geſchlagen!
Wer nicht iſt in böſem Bund,
Fürchtet nicht die Geiſterſtund'!

Das Sprüchlein hab' ich oft gehört:
Die Nacht ſey keines Menſchen Freund;
Das glaub' ich nicht, denn mit dem Guten
Sie es fürwahr nicht böſe meint.
Die böſen Geiſter und Geſpenſter
Gehn auch umher beim Tageslicht,
Doch wer auf rechtem Wege wandelt,
Den ſchrecket ihr Erſcheinen nicht.

Es iſt vor allem hold der Liebe
Die Nacht mit ihrem Dämmerſchein;
Gott Amor hüllt ſich oft verſtohlen
In ihren Sternenmantel ein.
Als Meteor erſcheint im Dunkel
Wohl Manchem dann ſein Fackellicht,
Doch ſeyd nur unbeſorgt, und fürchtet
Vor ſolchem Phänomen euch nicht.

Dort ſeh' ich ſchleichen wohl Geſtalten
Wie Geiſter leicht im Mondenſchein, —
Es iſt ein trautes Liebespärchen,
Das huſcht in's Gäßchen dort hinein.

Nahm ich zum Zeitvertreibe
Einmal ein Buch zur Hand,
Dann hieß es: Nur verderblich
Iſt der Romanentand!

Nur nächtlich und verſtohlen,
Bei trübem Lampenlicht,
Las ich von Scott und Hoffmann,
Und das Vergißmeinnicht.

Doch heut' geht's zum Altare,
Gottlob! nun werd' ich frei;
Ein Ja! und dieſes endet
Die trübe Sklaverei!

Mein Bräutigam — nun freilich —
Iſt nicht mehr jung noch ſchön,
Und manchen Andern möcht' ich
An ſeiner Stelle ſehn.

Doch nichts iſt ja vollkommen,
Am wenigſten ein Mann;
Wohl Manche hat den beſten,
Und iſt doch ſchlimm daran.

Verliert er gegen Andre
Auch etwas im Vergleich,
Gefällig doch und freundlich
Iſt er, und mehr noch, reich!

Er wird nicht durch Versagen
Mich quälen und Verbot;
An Putz und an Geschmeide
Hab' ich auch niemals Noth.

Nun lad' ich selber Gäste
Zum Balle mir und Schmaus,
Geb' Thee's und geb' Conzerte,
Und mach' ein großes Haus,

Und gehe in's Theater,
Spazieren, wann ich mag,
Und wenn es mir behaget,
Les' ich den ganzen Tag.

Heut' geht es zum Altare,
Gottlob! nun werd' ich frei;
Ein Ja! und dieses endet
Die trübe Sklaverei!

Nach zehn Jahren.

2.

Noch wach' ich arbeitend im Hause allein,
Die Mitternachtglocke verhallt,
Die Lampe brennt düster, der Schlaf stellt sich ein,
Mich frieret, die Stube wird kalt.

Es ſchlafen die Kinder ſo ruhig, ſo feſt,
Als hätten wir gar keine Noth,
Ach, Sorgen und Grämen mich nimmer verläßt, —
Herr! gieb uns das tägliche Brot!

Wohl hab' ich einſt beſſere Tage geſehn,
Jung war ich und blühend und reich,
Doch altert' ich frühe, ſah Alles vergehn,
Bin arm nun, verkümmert und bleich.

Ich Arme, was hab' ich dazu denn gethan?
Das Unglück brach plötzlich herein;
Mit Vorwurf und Tadel noch kränkt mich der Mann,
Als trüge die Schuld ich allein.

Uns meiden die Freunde ſeit nah'te die Noth,
Die mit uns im Glück ſich gefreut;
Die ſorgſamen Eltern auch beide ſind todt,
Zu helfen iſt Niemand bereit.

Doch wenn mich auch Alles verläßt und verſäumt,
Verläßt doch die Hoffnung mich nie,
Und wenn dieſe Nacht eine Nummer mir träumt,
Setz' ich in die Zahlenlotterie.

Der Nachtwächter.

Hört ihr Leute, laßt euch sagen,
Zwölfe hat die Glock' geschlagen!
Wer nicht ist in bösem Bund,
Fürchtet nicht die Geisterstund'!

Das Sprüchlein hab' ich oft gehört:
Die Nacht sey keines Menschen Freund;
Das glaub' ich nicht, denn mit dem Guten
Sie es fürwahr nicht böse meint.
Die bösen Geister und Gespenster
Gehn auch umher beim Tageslicht,
Doch wer auf rechtem Wege wandelt,
Den schrecket ihr Erscheinen nicht.

Es ist vor allem hold der Liebe
Die Nacht mit ihrem Dämmerschein;
Gott Amor hüllt sich oft verstohlen
In ihren Sternenmantel ein.
Als Meteor erscheint im Dunkel
Wohl Manchem dann sein Fackellicht,
Doch seyd nur unbesorgt, und fürchtet
Vor solchem Phänomen euch nicht.

Dort seh' ich schleichen wohl Gestalten
Wie Geister leicht im Mondenschein, —
Es ist ein trautes Liebespärchen,
Das huscht in's Gäßchen dort hinein.

Der Wächter muß auf Alles achten,
Doch schweigt er, wo's erlaubt die Pflicht,
Drum sorget nicht, denn ich verrathe
Solch süß Geheimniß wahrlich nicht.

Dort in der Häuser dunkelm Schatten
Schleicht Der vom Liebchen still allein,
Und ohne Lgut und ohne Pochen
Läßt ihn der Knecht in's Haus hinein.
Die Eltern liegen längst im Schlafe,
Erloschen schon ist jedes Licht; — —
Sey unbesorgt, denn ich verrathe
Dich sammt dem treuen Knechte nicht!

Ein wenig taumelnd eilt im Dunkeln
Ein wackrer Bürgersmann nach Haus,
Der Edle schämt sich seines Räuschchens
Und weicht geflissentlich mir aus.
So spät noch war er in der Schenke —
Ich halte nicht so streng Gericht.
Wenn eure Frau davon nur schweiget,
Seyd ruhig, ich verrath' es nicht.

Was braust denn dorten um die Ecke?
Studenten kommen vom Gelag;
Hilf Gott! das ist ein Lärm und Tosen,
Wie auf dem Markt am hellen Tag.
Er stört die Bürgerleut' im Schlafe,
Es zu verwehren ist mir Pflicht —
Doch rassel' ich drüber hin und rufe
Die Stunde ab, dann hört man's nicht.

Hört ihr Leute, laßt euch sagen.
Ein Uhr hat die Glock' geschlagen!
Wer noch wacht, nicht schlafen kann,
Rufe Gott den Herren an!

Legende.

Nach Hans Sachs.

Daß unser Heiland, Herr Jesus Christ,
Oft weit und zu Fuß gewandert ist,
Das wissen wir aus manchen Legenden,
Die uns viel fromme Bücher spenden.
So zog er einst mit Petrus fort
Gen Jericho, den bekannten Ort.
Indem sie durch Wies' und Felder gingen,
Und redeten von erhabenen Dingen, —
Denn aus des Heilands heiligem Mund
Ward himmlische Weisheit dem Petrus kund,
Wonach der fromme Mann thät trachten, —
Geschah es, daß Beide vergaßen zu achten
Auf Meilenzeiger, auf Richtung und Steg,
Und kamen ab von dem rechten Weg.
Zur Seite auf der grünen Matten
Da stand ein Baum, da lag im Schatten,
Der Ruhe pflegend, ein junger Knecht;
Den Beiden war das eben recht.
Bescheidentlich fragt ihn Jesus Christ, —
Wie dies von ihm zu erwarten ist —

„Wird uns dieser Weg gen Jericho führen?"
Der Knecht lag still ohn' sich zu rühren,
Gemächlich thät er sein Frühstück verzehren,
Ließ sich darin durch die Frage nicht stören,
Er käute und stopfte sich voller das Maul
Und war zur Red' und Antwort zu faul.
Der Herr sprach zu Petrus: „Der faule Knecht,
Hält uns für eine Antwort zu schlecht,
Kein Wörtlein, siehst du, will er uns spenden;
Wohin nun sollen wir uns wohl wenden?" —
Denn Christus, ob auch alle Weisheit ihm klar,
Wie reich er an Gottes Erkenntniß auch war,
Ließ Mensch sich in menschlichen Dingen stets sehn,
Damit ihn die Menschen recht sollten verstehn. —
Sie schauen nach allen vier Winden hinaus
Im Zweifel, und wissen nicht ein noch aus;
Da kam vom andern Ende der Matte
'Ne Magd herbeigelaufen, die hatte
Die Schürze halb voll von gemähtem Gras,
Die Sichel geführet, gearbeitet baß:
Sie hatte die Wandrer von Weitem gesehn
Unschlüssig und zweifelnd am Wege stehn.
Sie fragte, wohin sie zu ziehen gedächten?
Geleitete sie auf den Weg, den rechten,
Von dem sie gekommen ein gutes Stück,
Dann lief sie in Eile zur Arbeit zurück,
Nahm nicht einmal Trinkgeld, und war schon davon,
Als Petrus ihr nachrief; „Gottes Lohn!"
Drauf Petrus sprach: „O Meister, ich denke,
Das Mägdlein verdienet doch wohl ein Geschenke;

Zum Lohn der Gutthat, die sie uns gethan,
Bescheer' ihr einen wackern Mann!" —
Der Herr erwiedert: „Der Knecht, der im Gras,
Zum Sprechen zu faul, bei der Mahlzeit saß,
Der faule Knecht, der wird ihr Mann!" —
Verwundert schauet ihn Petrus an.
Der Herr sprach weiter: „Ganz verderben
Würd' ja der Mann, in Armuth sterben,
Ohn' eine Frauen so fleißig und gut.
Sie aber in Stolz und Uebermuth
Würd' eitel auf ihren Fleiß, ihr Geschick,
Sich überheben in Reichthum und Glück,
Denn Eitelkeit, sehen wir oft, folgt jach
Der Tugend auf der Ferse nach.
Darum läßt Gott es geschehen auf Erden,
Daß ungleiche Ehen geschlossen werden,
Auf daß Eins trage und helfe dem Andern,
Und Beide in Ehren in's Himmelreich wandern."

Volksmähr.

Zu Straßburg an dem Katzensteg
Wohnt' einst 'ne schöne Frau.
Ihr Eheherr ein Schuster was,
Der gern beim Wein im Bären saß.
Miau, Miau, Miau!
Der Mann der schönen Frau.

Doch der Geſelle jung und ſchlank
Gefiel bald mehr der Frau;
Oft ſchielte ſeitwärts ſie auf ihn,
Auch Worte fielen her und hin, —
Miau, Miau, Miau!
Gar freundlich war die Frau.

Doch der Geſelle kümmert ſich
Nicht um des Meiſters Frau.
Er freiet um des Nachbars Kind,
Schön Gretel iſt ihm hold geſinnt.
Miau, Miau, Miau!
Die wünſcht er ſich zur Frau.

Schön Gretel ſieht zur Werkſtatt 'nein,
Ob nicht darin die Frau;
„Herr Meiſter, krieg' ich bald die Schuh?"
Dem Liebſten wirft ſie Blicke zu.
Miau, Miau, Miau!
Nicht iſt daheim die Frau.

„Mein Vater kommt heut' Abend ſpät
Heim aus der Krutenau;*)
Ich harre hinterm Laden dein,
Wir plaudern leis beim Sternenſchein. —"
Miau, Miau, Miau!
„Wie graut mir vor der Frau!"

*) Eine Straße in Straßburg.

Am Abend schleicht zum Liebchen er
Im kühlen Abendthau.
Er kost' mit ihr am Fensterlein,
Sie tauschten Küß' um Küsse ein. —
Miau, Miau, Miau!
Schrei'n Katzen schwarz und grau.

Sie dicht umkreisend, fürchterlich
Schreit eine Katze grau;
Dem Liebespärchen recht zum Tort
Schallt ihr Geschrei zu Kuß und Wort:
Miau, Miau, Miau!
Schreit fort die Katze grau.

Doch der Geselle sieht erbost
Die Katze an genau;
Da faßt er einen großen Stein,
Den schleudernd, trifft er sie an's Bein.
Miau, Miau, Miau!
Fort hinkt die Katze grau.

Im Bette liegt am andern Tag
Des Meisters schöne Frau.
Noch gestern war sie frisch und roth,
Und heute liegt sie krank zum Tod.
Miau, Miau, Miau!
„Was, Meister, fehlt der Frau?"

„Sie war noch gestern Abend aus,
Kam heim am Abend grau;

Da traf mit einem großen Stein
Ein böser Bube sie an's Bein.
Miau, Miau, Miau!
Lahm ist nun meine Frau."

Ein schwarzer Kater schleicht zur Nacht
Um's Bett der schönen Frau.
Das war wohl gar? — behüt' uns Gott! —
Am andern Morgen war sie todt.
Miau, Miau, Miau!
'Ne Hexe war die Frau.

Das Schwesternpaar.

Räthsel.

Schwester, willst du immer müßig bleiben,
Immer zusehn, wenn ich ganz allein
Mich stets mühe in der Arbeit Treiben,
Willst du stets dich nur der Trägheit weihn?

Nicht nur Scheer' und Nadel muß ich führen,
Arbeit hab' ich überall vollauf;
Giebt es in der Küche was zu rühren,
Würdet man nur mir den Löffel auf.

Alles muß ich stets allein betreiben,
Bin die Erste stets, giebt's was zu thun,
Muß die Feder führen, giebt's zu schreiben,
Während du dabei kannst müssig ruhn.

Allen muß ich das Verlangte reichen,
Du ziehst immer blöde dich zurück.
Ob wir uns auf's Haar auch beide gleichen,
Wie verschieden sind wir an Geschick!

Früh schon lehrte man mich Arbeit lieben,
Stark ward ich, du ein verzognes Kind,
Schwach und weichlich bist du drum geblieben,
Zartes Jüngferchen, stets mild gesinnt.

Nun bin ich's, die überall muß schalten,
Wär' ich nicht, wie ständ' es wohl im Haus?
Denn um Ruh' und Ordnung zu erhalten,
Seh' ich auch, wenn's Noth thut, drohend aus.

Antwort.

Zürne nicht, daß ich, nun so erzogen,
Nimmer deiner Arbeit kundig bin,
Jung nur wird das Bäumchen ja gebogen,
Jetzt hast dessen nimmer du Gewinn.

Daß versäumt ich ward, muß ich erkennen,
Unterricht ward mehr dir zugewandt,
Darum muß man ungeschickt mich nennen
In den Werken, die du hast genannt.

Denn es fehlt mir wahrlich nicht am Willen,
Und in Vielem steh' ich dir doch bei;
Und gestehe nur, du fühlst im Stillen
Oftmals deiner Schwester Hülf' und Treu.

Wenn wir an dem Rahmen emſig beide
Mit der Stickerei beſchäftigt ſind,
Bin ich mit der Nadel und der Seide
Nicht behende, und wie du geſchwind?

Wenn du auf den duft'gen grünen Wieſen
Wählteſt dir die ſchönſten Blumen aus,
Hab' ich nicht mich hülfreich dir erwieſen,
Hielt ich nicht indeß den Blumenſtrauß?

Wenn geſchickt du rührſt der Harfe Saiten,
Daß den Hörer deine Kunſt entzückt,
Muß ich dann nicht immer dich begleiten,
Theil' ich nicht den Ruhm, der dich beglückt?

Drum kannſt du's nicht böſe mit mir meinen,
Weiß, du möchteſt ohne mich nicht ſeyn;
Wir ja beim Gebete auch erſcheinen
Schweſterlich im innigſten Verein!

(Die rechte und die linke Hand.)

Das ſeltene Haus.

(1833.)

Ich geb' euch frohe Kunde
Von einem ſchönen Land,
Darin auf meiner Reiſe
Ein ſeltnes Haus ich fand.

Drin wohnt ein edler Sänger
Mitsammt dem edeln Weib,
War einst ein Schattenspieler
Zu Vieler Zeitvertreib.

Des Hauses Glück erleuchtet
Der Kinder Jugendschein,
Drum ist wie Rosenblüthe
Des Sängers Töchterlein.

Drum ist der Knabe fröhlich,
Sein Sinn so keck und frei,
So kühn als ob Vertreter
Des Volks er jetzt schon sey.

Ein Kind noch in der Knospe,
Wie Lilie weiß und zart,
Wird sich noch einst entfalten
Zum Blümlein eigner Art.

Es blicket zwischen Lauben
Und reichem Gartenflor
Durch Rebgewind und Nußbaum
Ein alter Thurm hervor.

An grauer Vorzeit Tage
Mahnt er, an Vehm und Acht; —
Jetzt wird dort bankettiret,
Mit Gästen froh gelacht.

Ein Storch erſcheint beim Mahle
Als Hausthier ernſt und zahm,
Dabei ein ſchwarzer Rabe,
Herr Niklas iſt ſein Nam'.

Doch horch! welch ein Getöne
Trifft wunderbar das Ohr!
Wie Geiſterklänge ſchwebt es
Im Dämmerlicht empor!

Kaum athmend horcht ihr ſchweigend,
Iſt's ferne, iſt es nah? —
Der Sänger läßt ertönen
Die Mundharmonika! —

Es wird nach vielen Jahren,
Wenn wir ſchon längſt dahin,
Von dieſem Haus die Kunde
In Lied und Sage blühn.

Wie mancher edle Sänger
Iſt froh dort eingekehrt!
Wie manchem fremden Wandrer
Wird drinnen Ruh beſcheert!

Auch ich bin drin geweſen; —
Kennt ihr ob dem Bericht
Das Dichterhaus zu Weinsberg
Im Schwabenlande nicht?

Prinzessin Rosilde's Lieder.

Aus dem Fragmente:

Die schlafende Prinzessin.

Ein altes Feeenmährchen für verständige Kinder.

Neu erzählt

von

Rosa Maria.

Was treiben seltsam fremde Mächte
Mit meinem Herzen für ein Spiel!
Nur einmal hab' ich dich gesehen,
Nur einmal ach! und doch zu viel!

Es streift ein Glück in Windeseile
Vorüber mir in hohem Flug; —
Nur einmal hab' ich dich gesehen,
Wenn auch zuviel, doch nicht genug.

Ich suche dich nun aller Orten,
Umsonst nach dir die Blicke spähn;
Nur einmal hab' ich dich gesehen,
Und werde dich nun ewig sehn!

Ich bin wie jene Blume,
Die heiß die Sonne traf,
Sie senkt das Haupt, sie neigt sich,
Nicht Ruhe ist's, nicht Schlaf.

Nein, sehnendes Ermatten
In Weh und Liebesqual; —
Aus deinen dunkeln Augen
Traf mich ein solcher Strahl!

Die Wahrsagerin.

1.

Siehst du in polnischer Tracht dort den Herrn?
Seine Geheimnisse wüßte ich gern.

Schon streift den Handschuh er ab von der Hand,
Was sie dir kündet, mach' mir's bekannt!

„Kindchen, die Herzen der Männer sind kraus,
Wüst und verschlossen; nichts bringt man heraus.

„Oft so verhärtet sind Hände wie Sinn,
In sie zu schauen bringt schlechten Gewinn."

Sieh, seine Hand wie so blank und so fein,
Durch die wohl schaust du in's Herz ihm hinein!

„Himmel! wie braust es, welch trotziger Muth,
Liebe und Stolz und verhaltene Glut!"

„Alles wogt wild und verworren umher,
Sehe vor Feuer und Flammen nichts mehr!"

„Das aber, Schätzchen, Gewißheit mir ist:
Du nur sein tiefstes Geheimniß ihm bist!"

2.

„Wahre dein Herzchen, wahr' deine Ruh!"
Ruft dir die braune Zigeunerin zu.

„Glaube mir, Schätzchen, mir zeigt's deine Hand,
Heimlich im Herzchen schon glühet der Brand."

„Wahr' es, ſonſt ſchlägt er in Flammen bald aus
Dir über's Köpfchen zum Hauſe heraus!"

„Wahre und wiſſe, ich ſag's ohne Scheu,
Wahre dein Herzchen, kein Mannsbild iſt treu!"

Zuverſicht.

3.

Haſt du ſo ſicher, o Alte, gewußt,
Was ich ſtill hege in klopfender Bruſt?

Tief in die Seele drang doch nicht dein Blick,
Dir iſt entgangen mein heimliches Glück!

Daß ich kein Herzchen behüten mehr kann;
Selber ja nicht mehr gehör' ich mir an.

Liebe um Liebe tauſcht' glücklich ich ein,
Schlecht nur bewähret ſich dein Prophezeihn!

Thörichte Alte, du machſt mir nicht Scheu,
Viele ſich wandeln, doch Einer iſt treu.

Die Wallfahrer.

Es ziehet nach Walldüren
Der Pilger fromme Schaar
Um Ablaß und zur Buße
Frohnleichnam jedes Jahr.

Mit lautem Bußgesange
Zieht ernst der Zug einher,
Belastet ist ein Jeder
Mehr oder minder schwer.

Die band in leichte Schürze
Die kleine Reiselast,
Der trägt sie auf dem Kopfe,
Der unterm Arm gefaßt.

Doch ihre schwerste Bürde
Man sie nicht tragen sieht,
Nicht das geheime Leiden,
Das sie zur Wallfahrt zieht.

Das giebt sich im Gelöbniß
Nur im Gebete kund; —
Durch Ablaß und durch Buße
Ward Mancher schon gesund.

Wie wär's, wenn nach Walldüren
Wir folgten ihrem Schritt?
Dein Schwert, das rostgefärbte,
Das nimmst du gläubig mit.

Ich bring' der Muttergottes
Mein leidend Herze dar;
Wir knie'n am Altar nieder,
Fromm betend mit der Schaar.

O laß uns nach Walldüren,
Hin nach Walldüren ziehn!
Dein Schwert wird wieder leuchten,
Mein Herz wird wieder blühn!

1.

Die Ahnenbilder ſehn hernieder
Auf mich im düſtern Waffenſaal
So kalt und ſtumm; ob ſie wohl ahnen
Des Herzens tief verſchwiegne Qual?

Du, Bild der Ahnfrau mit der Roſe,
Auf dir verweilt mein Auge gern;
So ſinnend ſenkſt den Blick du nieder!
Blieb dir der Liebe Glück auch fern?

Wie? oder ward es dir gewähret?
Was deutet dein geſenkter Blick?
O was es ſey, mitleidig ſende
Entweder Troſt mir oder Glück!

2.

Hier hängt im Bilde ihr zur Seite
Im Purpurmantel der Gemahl,
Mit Gold und Hermelin verzieret,
Die Bruſt gehüllt in kalten Stahl.

Darauf an goldner Kette glänzend
Das goldne Vließ in hoher Pracht,
Auf sammtnem Kissen prangt die Krone
Nebst Zepter, Zeichen höchster Macht.

Wie blickt der Ahnherr kalt und düster!
Das ist der Blick der Liebe nicht! —
Wie ist der Mund so streng geschlossen,
Blaß und durchfurcht das Angesicht!

Nun kann der Ahnfrau Sinn ich deuten,
Voll Mitleid ahn' ich ihr Geschick:
In stillem Gram fällt auf die Rose
Entsagend ihr gesenkter Blick.

3.

In Nonnentracht mit weißem Schleier
Zeigt sich ein schönes Frauenbild:
Der Ahnfrau Schwester; — wie so ruhig
Der Blick, so ernst und doch so mild!

Die fürstliche Aebtissin lebte
Stets treu der klösterlichen Pflicht,
Nach Weltlust und nach Glanz begehrte
Die Gottgeweihte Jungfrau nicht.

Ihr Herz in stiller Seelenruhe
Blieb stets dem Himmel zugewandt,
Das Demantkreuz schmückt statt der Rose
Die Brust, die Liebe nie gekannt.

Drum ahnt sie nichts von meinen Schmerzen,
Sie weiß nicht, was das Herz mir bricht; —
Und doch, du arme Unglückselige,
Neid' ich dir diese Ruhe nicht!

4.

Im Waffenschmuck und Eisenkleide,
Die Hand am starken Schwertesknauf,
Im Blicke Muth und Kampfesfreude,
Blickt kühn und stolz der Jüngling auf.

Das Kreuz auf seiner Schulter deutet,
Daß er sich heil'gem Kampf gelobt,
Zu Gottes Ehre werb' im Streite
Um's heil'ge Grab sein Muth erprobt.

Die Schärpe blau, von weicher Seide,
Geheim gewebt von Liebeshand,
Sie schmieget sich um's harte Eisen,
Recht wie ein süßes Liebespfand.

Der braunen Locken reiche Fülle,
Der Blicke freudige Begier,
Die männlich ernsten, edlen Züge,
Bald birget Helm sie und Visier.

Den Arm bewehrt mit Schild und Lanze,
Schied er vom Lieb und Vaterland,
Voll Kampfeslust sah man ihn landen
Mit rüst'ger Schaar an Joppe's Strand.

Mit lautem Bußgeſange
Zieht ernſt der Zug einher,
Belaſtet iſt ein Jeder
Mehr oder minder ſchwer.

Die band in leichte Schürze
Die kleine Reiſelaſt,
Der trägt ſie auf dem Kopfe,
Der unterm Arm gefaßt.

Doch ihre ſchwerſte Bürde
Man ſie nicht tragen ſieht,
Nicht das geheime Leiden,
Das ſie zur Wallfahrt zieht.

Das giebt ſich im Gelöbniß
Nur im Gebete kund; —
Durch Ablaß und durch Buße
Ward Mancher ſchon geſund.

Wie wär's, wenn nach Walldüren
Wir folgten ihrem Schritt?
Dein Schwert, das roſtgefärbte,
Das nimmſt du gläubig mit.

Ich bring' der Muttergottes
Mein leidend Herze dar;
Wir knie'n am Altar nieder,
Fromm betend mit der Schaar.

O laß uns nach Walldüren,
Hin nach Walldüren ziehn!
Dein Schwert wird wieder leuchten,
Mein Herz wird wieder blühn!

1.

Die Ahnenbilder sehn hernieder
Auf mich im düstern Waffensaal
So kalt und stumm; ob sie wohl ahnen
Des Herzens tief verschwiegne Qual?

Du, Bild der Ahnfrau mit der Rose,
Auf dir verweilt mein Auge gern;
So sinnend senkst den Blick du nieder!
Blieb dir der Liebe Glück auch fern?

Wie? oder ward es dir gewähret?
Was deutet dein gesenkter Blick?
O was es sey, mitleidig sende
Entweder Trost mir oder Glück!

2.

Hier hängt im Bilde ihr zur Seite
Im Purpurmantel der Gemahl,
Mit Gold und Hermelin verzieret,
Die Brust gehüllt in kalten Stahl.

Darauf an goldner Kette glänzend
Das goldne Vließ in hoher Pracht,
Auf sammtnem Kissen prangt die Krone
Nebst Zepter, Zeichen höchster Macht.

Wie blickt der Ahnherr kalt und düster!
Das ist der Blick der Liebe nicht! —
Wie ist der Mund so streng geschlossen,
Blaß und durchfurcht das Angesicht!

Nun kann der Ahnfrau Sinn ich deuten,
Voll Mitleid ahn' ich ihr Geschick:
In stillem Gram fällt auf die Rose
Entsagend ihr gesenkter Blick.

3.

In Nonnentracht mit weißem Schleier
Zeigt sich ein schönes Frauenbild:
Der Ahnfrau Schwester; — wie so ruhig
Der Blick, so ernst und doch so mild!

Die fürstliche Aebtissin lebte
Stets treu der klösterlichen Pflicht,
Nach Weltlust und nach Glanz begehrte
Die Gottgeweihte Jungfrau nicht.

Ihr Herz in stiller Seelenruhe
Blieb stets dem Himmel zugewandt,
Das Demantkreuz schmückt statt der Rose
Die Brust, die Liebe nie gekannt.

Drum ahnt sie nichts von meinen Schmerzen,
Sie weiß nicht, was das Herz mir bricht; —
Und doch, du arme Unglückselige,
Neid' ich dir diese Ruhe nicht!

4.

Im Waffenschmuck und Eisenkleide,
Die Hand am starken Schwertesknauf,
Im Blicke Muth und Kampfesfreude,
Blickt kühn und stolz der Jüngling auf.

Das Kreuz auf seiner Schulter deutet,
Daß er sich heil'gem Kampf gelobt,
Zu Gottes Ehre werd' im Streite
Um's heil'ge Grab sein Muth erprobt.

Die Schärpe blau, von weicher Seide,
Geheim gewebt von Liebeshand,
Sie schmieget sich um's harte Eisen,
Recht wie ein süßes Liebespfand.

Der braunen Locken reiche Fülle,
Der Blicke freudige Begier,
Die männlich ernsten, edlen Züge,
Bald birget Helm sie und Visier.

Den Arm bewehrt mit Schild und Lanze,
Schied er vom Lieb und Vaterland,
Voll Kampfeslust sah man ihn landen
Mit rüst'ger Schaar an Joppe's Strand.

Die ſtolze Lilie muß ſich ſchmiegen,
Der Führer nimmt den Sitz darin,
Die Falter treibt er an zum Zuge,
Die bei den Blumen gern verziehn.

Mit Kränzen und mit Blumenſträußen
Schmückt ſich der Elfen ganze Schaar;
Der grüne Wald in reicher Fülle,
Er bietet reiche Schätze dar.
Wie manches grüne Blatt der Wieſe
Erſcheint zum Fächer ganz gemacht,
Dahinter froh das Elfenkindchen
Dem Elfen ſtill entgegen lacht!

Und Droll, der kleine, ſtreift der Eichel
Das Käppchen ab und ſetzt es auf,
Holt dann ſich die Trompetenblume,
Zu blaſen auch ein Lied darauf.
Es ſchmücken ſich mit Blumenkronen
Der König und die Königin,
In hohem Glanze zu erſcheinen
Beim Feſt, iſt ſichtlich ihr Bemühn.

Als Zepter trägt er in den Händen
Die goldne Aehre ſchwer und voll;
Die hohe Sonnenblume glänzet
In ihrer Hand als Paraſol.
So ziehen ſie nun jubelnd, ſingend,
Zum Feſte durch der Lüfte Blau; —
Geleit' euch Gott! nehmt meine Wünſche
Auch mit, und grüßt die edle Frau!

Lied.

Nach dem Französischen.

Wenn in dem schauerlichen Thurme
Der Jüngling klagt mit trübem Sinn,
Zieht mit des Mitleids regem Triebe
Natur mein Herz stets zu ihm hin;
Mit Wehmuth füllen mich die Töne,
Die er oft wiederholend spricht —
O Mütterchen, o sey nicht böse,
Denn Mitleid ist ja Liebe nicht!

Wenn hinter meinem Fenster lauschend
Mein Ohr sich seiner Klage neigt:
Wähn' ich, ihn immer noch zu hören,
Wenn längst schon seine Stimme schweigt;
Und sehnend möcht' ich stehn und lauschen
Vom Morgen- bis zum Abendlicht —
O Mütterchen, o sey nicht böse,
Denn Mitleid ist ja Liebe nicht!

Einst war sein Lied so liebeglühend
Und drang in mein Gemüth hinein,
Ich suchte nicht es zu erlernen,
Und dennoch prägt' es sich mir ein;
Und seitdem wiederhol' ich's immer
Vom Morgen- bis zum Abendlicht —
O Mütterchen, o sey nicht böse,
Denn Mitleid ist ja Liebe nicht!

Ich springe vom Lager,
Ich wandle umher,
Dann recht ich erst fühle,
Wie's Herz mir so schwer.

Ich sehn' mich in's Freie
Nach kühlendem Wind,
Und öffne die Thüre
Des Altans geschwind.

Ich starr' in die Oede
Mit düsterem Blick. —
Die Nacht ist so dunkel
Wie mein Geschick.

Kein Licht mehr flimmert,
Kein Stern mehr lauscht,
Gespenstisch der Nachtwind
Durch Pappeln rauscht.

Wo findet Ruhe
Mein heißes Blut? —
In deinem Arme
Da ruhet sich's gut.

Du trägst im Arme
Dein blitzendes Schwert,
Dein Herz nicht nach Ruhe
Nach Kampf nur begehrt.

Es macht mir dein blitzendes
Schwert, ach, so bang! —
O Gott, wie sind doch
Die Nächte so lang!

An Johanna Steinheim mit einem ausgeschnittenen Elfenwagen zu ihrem Geburtstage dem 15 October 1839.

Ein wunderbares reges Leben
Belebte diese Nacht den Wald,
Es war ein Rauschen, Flüstern, Tönen,
Ein Summen, Rufen, Laufen bald.
Ein muntres Völkchen war geschäftig
Und froh belebt im Mondenschein;
Es schien zu einem nahen Feste
Die Schaar der Elfen sich zu freun.

Es läutete die Glockenblume
Das Fest schon ein mit hellem Klang,
Das Bienchen summt', der Käfer schwirrte,
Begleitend froh der Elfen Sang.
Die liefen durch den Wald geschäftig
Und richteten den Wagen ein,
Denn Blumen, Strauch und Blätter müssen
Hier Kissen, Deichsel, Lehne seyn.

Sie wälzen goldne Sonnenblumen
Im Thau durch's feuchte Gras heran
Zum Räderwerk, und Rohr und Ranke
Wird Riemenwerk dem Zweigespann.

Die stolze Lilie muß sich schmiegen,
Der Führer nimmt den Sitz darin,
Die Falter treibt er an zum Zuge,
Die bei den Blumen gern verziehn.

Mit Kränzen und mit Blumensträußen
Schmückt sich der Elfen ganze Schaar;
Der grüne Wald in reicher Fülle,
Er bietet reiche Schätze dar.
Wie manches grüne Blatt der Wiese
Erscheint zum Fächer ganz gemacht,
Dahinter froh das Elfenkindchen
Dem Elfen still entgegen lacht!

Und Droll, der kleine, streift der Eichel
Das Käppchen ab und setzt es auf,
Holt dann sich die Trompetenblume,
Zu blasen auch ein Lied darauf.
Es schmücken sich mit Blumenkronen
Der König und die Königin,
In hohem Glanze zu erscheinen
Beim Fest, ist sichtlich ihr Bemühn.

Als Zepter trägt er in den Händen
Die goldne Aehre schwer und voll;
Die hohe Sonnenblume glänzet
In ihrer Hand als Parasol.
So ziehen sie nun jubelnd, singend,
Zum Feste durch der Lüfte Blau; —
Geleit' euch Gott! nehmt meine Wünsche
Auch mit, und grüßt die edle Frau!

Lied.

Nach dem Französischen.

Wenn in dem schauerlichen Thurme
Der Jüngling klagt mit trübem Sinn,
Zieht mit des Mitleids regem Triebe
Natur mein Herz stets zu ihm hin;
Mit Wehmuth füllen mich die Töne,
Die er oft wiederholend spricht —
O Mütterchen, o sey nicht böse,
Denn Mitleid ist ja Liebe nicht!

Wenn hinter meinem Fenster lauschend
Mein Ohr sich seiner Klage neigt:
Wähn' ich, ihn immer noch zu hören,
Wenn längst schon seine Stimme schweigt;
Und sehnend möcht' ich stehn und lauschen
Vom Morgen- bis zum Abendlicht —
O Mütterchen, o sey nicht böse,
Denn Mitleid ist ja Liebe nicht!

Einst war sein Lied so liebeglühend
Und drang in mein Gemüth hinein,
Ich suchte nicht es zu erlernen,
Und dennoch prägt' es sich mir ein;
Und seitdem wiederhol' ich's immer
Vom Morgen- bis zum Abendlicht —
O Mütterchen, o sey nicht böse,
Denn Mitleid ist ja Liebe nicht!

Lied.

Nach dem Französischen.

Wo kühle Lüfte wehen
Am Bach im stillen Hain,
Hab' ich ein Hüttchen stehen —
O ziehe zu mir ein!
Der Wipfel einer Linde
Versteckt des Hüttchens Dach,
Doch ohne Liebchen finde
Ich nichts als Ungemach.

Und früh in muntern Tönen
Der Vöglein Chor erschallt
In Liedern, die verschönen
Den stillen Aufenthalt.
Das Täubchen lockt mit Girren
Den Tauber und die Brut,
Er läßt die Flügel schwirren,
Fliegt hin in Liebesglut.

In meines Gärtchens Raume
Zieh' ich manch nützlich Reiß,
Die süße Frucht vom Baume
Lohnt meinen regen Fleiß.
Auf bunt beblümter Weide
Im lichten Abendstrahl,
Gewürzt von stiller Freude,
Halt' ich mein kleines Mahl.

Nicht Gold ist mir beschieden,
Doch wozu nützt uns Gold?
Der neidenswerthe Frieden
Ist nicht dem Reichthum hold.
Das Herz bedarf des Goldes
Zu seinem Glücke nicht,
Dem Genügsamkeit ein holdes
Bescheidnes Kränzchen flicht.

O Liebchen, komm' und eile,
Zu theilen mein Geschick,
In's Hüttchen komm' und theile
Mit mir der Liebe Glück!
In diesem stillen Haine
Ergötzt uns süß Geschwätz,
Hier bindet uns alleine
Der treuen Lieb' Gesetz.

Lied.

Nach dem Französischen.

Von meinem Ungetreuen
Hör' ich die Flöte schon;
Wie könnt' es mich erfreuen!
Nicht mir gilt dieser Ton.
Er trillert süße Laute
Ach! einer Andern vor;
Wie gut war ich und traute
Und zog ihn Allen vor!

Das Echo wiederhallte
Des Ungetreuen Lied,
Worin mein Lob erschallte,
Für die er sonst geglüht,
Daß von den Schäferinnen
Die Lieblichste ich sey;
Und flattert' ich von hinnen,
So blieb er mir doch treu.

An einem Tag', es blickte
Noch kaum der Sonne Glanz
In's Thal, kam er und schmückte
Mein Haar mit einem Kranz.
Willst du, sprach er, mein Leiden
Denn stets mit Freuden sehn?
Ich sagte: sey bescheiden,
Was seyn soll, wird geschehn.

Der Frühling sah die Liebe
Des Ungetreuen glühn,
Und sah auch seine Triebe
Wie Blumen schnell verblühn.
Wenn Flora kommt, auf's Neue
Mit Zephyrn uns besucht,
Vielleicht der Ungetreue
Dann meine Liebe sucht.

Madrigal.

Nach dem Französischen des Bernard.

Aus dem Olymp floh jüngst der kleine Knabe,
Und in mein Herz hat sich der Schalk versteckt.
Drei Küsse bietet Venus dem zur Gabe,
Der ihr des Flüchtlings Aufenthalt entdeckt.
Was soll ich thun bei diesem schönen Lohne?
Wie süß muß nicht ein Kuß von Venus seyn? —
Für seine Mutter hält er dich, Sione;
Willst du? Drei Küsse, und der Gott ist dein!

Gedichte nach dem Altfranzösischen der Klotilde de Surville.

1.

Rondeau. Als sie ihren Geliebten das erstemal gesehen hatte einen jungen Wolf führend.

„Des Wolfes wegen geh' ja nicht alleine!"
So hört' ich öfters meine Mutter sagen,
Drum zitterte ich stets, wenn in dem Haine
Ich in des Maien ersten Blüthentagen
Die Veilchen sucht' im hellen Sonnenscheine.

Vom Wolf begleitet kam der, den ich meine,
Das erstemal zur Burg, und ich voll Zagen
Erzitterte, daß laut mein Herz thät schlagen
Des Wolfes wegen.

Drauf wandt' er sich zu mir, und viele feine
Zierliche Worte hörte ich ihn sagen,
Da wähnt' ich, daß mir Liebe selbst erscheine!
Zur Antwort konnt' ich keinen Laut erjagen;
Doch ach! ich fühl's, nicht war die Angst alleine
Des Wolfes wegen.

2.

Rondeau.

Im Mondenscheine eil' ich zu dem Rand
Des Brünnleins, mich da einsam zu ergehen;
Ein's Abends kam mein Jüngling liebentbrannt
Und stahl mir einen Kuß, wie Frühlingswehen,
Und dennoch fühlt' ich heißer Liebe Brand.

Da zürnt' ich ihm; wir waren zwar bekannt,
Auch liebt' ich ihn von meinem ersten Sehen,
Doch hatten wir allein uns Du genannt
Im Mondenscheine.

Er ließ mein Zürnen über sich ergehen
Und sagt' voll Freundlichkeit zu mir gewandt:
„Ich habe in der Zahl mich nur versehen,
Statt Einen hätt' ich zwanzig gern entwandt!"
Da sagt' ich: Küsse denn! es mag geschehen
Im Mondenscheine.

3.

Triolette.

Von meinem Herzenskönig weit
Muß ich alleine ſchier vergehen!
Mir fehlen Worte, Munterkeit,
Von meinem Herzenskönig weit!
O will er nicht das Leiden ſehen
Des Liebchens, das ihn ſonſt erfreut?
Von meinem Herzenskönig weit,
Muß ich alleine ſchier vergehen!

Seitdem mein König mich verlaſſen,
Deckt düſtre Nacht die ganze Welt!
Es ſcheint die Zeit den Flug zu laſſen,
Seitdem mein König mich verlaſſen.
Was ſoll ich thun, was ſoll ich faſſen?
Ach nichts, das meinen Weg erhellt!
Seitdem mein König mich verlaſſen,
Deckt düſtre Nacht die ganze Welt!

Er ſagte: „dir leb' ich allein,
Der Tod alleine ſoll uns ſcheiden!"
Dies Streben, ſagt' ich, iſt auch mein!
Da ſagt' er: „dir leb' ich allein!"
Nun giebt er mir doch Trennungspein!
Was werd' ich noch von ihm erleiden?
Der ſagte: „dir leb' ich allein,
Der Tod alleine ſoll uns ſcheiden!"

Wer ihn erſieht, muß liebend glühn,
Wer ihn erſah, ihn ewig lieben;
Und ſollt' man hoffnungslos verglühn,
Wer ihn erſieht, muß liebend glühn;
Ihm konnte Keine ſich entziehn,
Die Frei'ſten ſind nicht frei geblieben:
Wer ihn erſieht, muß liebend glühn,
Wer ihn erſah, ihn ewig lieben!

Die Blumen blühn, wo er erſcheint,
Der Roſenduft entſtrömt dem Munde;
Verſchönet durch ihn Alles ſcheint,
Die Blumen blühn, wo er erſcheint:
Giebt's Reize, die er nicht vereint?
Sie alle ſind mit ihm im Bunde!
Die Blumen blühn, wo er erſcheint,
Der Roſenduft entſtrömt dem Munde.

4.

Geſpräch.

Was iſt die Liebe? Thät ich neulich fragen:
„Warum willſt wiſſen du, was Liebe iſt?
Den Mägdlein bringt ſie öfters bittre Plagen, —
Wer weiß, wie bald erfährſt du ihre Liſt!"
Ei ſaget mir, wie ſollte das geſchehen?
„Das wirſt du fühlen, thöricht Jungfräulein;
Ein Feuer brennt, ihm iſt nicht zu entgehen,
Es wüthet bis ins innerſte Gebein;
Ja ſeine Flamme bringt ſelbſt in die hellen
Kriſtallnen, kühlen, tiefen Waſſerwellen;

Der Liebe Pfeil erreichet überall;
Er trifft in Flüssen plätschernde Najaden,
In grünem Walde jagende Dryaden,
Selbst die Kyklopen bei des Amboß Schall,
Die Faunen, die in Höhlen schlau sich bergen,
Den Hirtengott in grünem Wiesenthal,
Die Ornaden auf den höchsten Bergen,
Im tiefsten Meer Tritonen allzumal,
Die Sylphen durch die weiten Lüfte ziehend,
Die Gnomen seufzend in der Erde Schacht,
Ja selbst der Adler fühlt der Liebe Macht,
Der Delphin in dem tiefsten Meer erglühend,
Und Salamander in der Flammen Schooß
Entgehen nicht der Liebe schnell Geschoß.
Sie tränke sich mit Thränen, hört' ich sagen,
Der Götter, die ihr alle unterthan!"
Und auch der Sterblichen? „Dich werd' ich fragen,
Wenn dich umstrickend ihre Netz' umfahn!"

O wehe über mein vorwitzig Fragen,
Die Pfeile sollten allzubald mir nahn!

Doch, Liebe, giebst du uns statt Ruh' Entzücken,
So klag' ich nicht; auch muß dein Reich sich enden,
Wenn meines Herzens Sieger sich läßt blicken:
Denn könntest du dich noch zu Andern wenden,
Da du in meinem Herzen gänzlich bist?

So sprach ich, als der, dessen Bildniß immer
Bei Spiel und Ernst mir folgt zu jeder Frist,
Mir nahte mit der Liebe Frühlingsschimmer,

Flehend mit Liebeswort um Minnelohn.
Ich ſagte: Kennſt du auch den kleinen Loſen,
Des ſtolzen Ares und der Kypris Sohn?
„Ich glaube nicht, ſagt' er, daß erſt ihr Koſen
Ihm Daſeyn gab, denn früher war er ſchon;
Er mußte Leben jedem Weſen geben,
Und ſeine Eltern athmen nur durch ihn,
Der uns als ſchönes Kind erſcheint; wir ſtreben
Und flehen auch zu ihm in reinem Sinne;
In deinen Augen ſeh' ich ſeine Strahlen,
Ihn flehend, meint dich meine Liebesklage!"
Drauf küßte glühend zu verſchiednen Malen
Mich der Verwegne, ſprach: „Nun wieder frage:
Was iſt die Liebe?

Gedichte von Clement Marot.

An Margaretha von Navarra mit ſeinen Jugendgedichten.

Hier bracht' ich meiner Jugend Leben
Für dich zur Kurzweil zu Papier.
Ach, einer Andern böſem Streben
Fiel einſt anheim mein junges Leben;
Begnüge dich mit dieſem hier!

An Diana von Poitiers.

Mein Wünschen ist: ich möchte Phöbus seyn!
Nicht um in Kräutern Heilkraft zu erkunden,
Denn innrer Gram und meines Herzens Pein
Kann durch ein Kräutlein nimmermehr gesunden;
Nicht um am Firmament in Glanz zu strahlen,
Denn auf der Erde weilet meine Lust;
Nicht sein Geschoß wünsch' ich für Amors Qualen,
Denn nicht Empörerstolz hegt meine Brust;
Mein Wunsch ist nur, ich möchte Phöbus seyn,
Um mich Dianens Liebe zu erfreu'n!

Als Helene von Tournon zur Ader ließ.

Zur Ader ließ das schöne Kind im Maien,
Darob ich ihn, den strengen Doctor, schelte:
Das warme Blut entziehst du sonder Scheuen
Ihr, die mich quält durch ihres Herzens Kälte?
„Schweig! — rief der Arzt — ich stelle dich zufrieden;
Das Blut entzieh' ich, das sie strenge macht,
Daß Liebesglut dem Herzen werd' beschieden,
Wie sie im Mai in jeder Brust erwacht."
Und es geschah; doch leider mußt' ich sehen
Für einen Andern diese Glut entstehen!

Gehorsam.

O nimmer ahnte ich das süße Bangen,
Das hohe Glück, solch Briefchen zu empfangen,

Wie du mir, edle Frau, eins thätest senden!
Von Heil'gen las ich goldene Legenden,
Und was Alain, der Redner, uns berichtet,
Was Lancelot gar Liebliches erdichtet,
Was meisterhaft, verliebt la Rose ersonnen,
Valerius schöpfte aus der Vorzeit Bronnen,
Die Heldenthaten alter Römerzeit;
Kurz, Manches las ich, das mich hoch erfreut,
Doch keines von den schönen Büchern allen
Hat wie dein süßes Brieflein mir gefallen.
So edle Worte thäten sich mir zeigen,
So klar und bündig, wie kaum Frauen eigen;
Der Rede Strom voll süßer Worte nahm
Auf einmal mir vom Herzen allen Gram.
Ich las darin, du wolleſt mir vergönnen,
Daß ich hinfort dich Herrin dürfe nennen.
O Glück! daß solche Herrin mir beschieden,
An Huld und Schönheit Keiner gleich hienieden!
Solch hohes Glück ward durch den Brief mir kund,
Der mich getröstet und beglückt zur Stund'.
Die Feder pries ich, die solch Wort geschrieben,
So heiß ersehntes in dem Brief, dem lieben,
Auch pries ich jene schöne, liebe Hand,
Die ihn gefaltet und mir zugesandt.

Jedoch als weiter ich im Briefe las,
Und allen Gram und Schmerz dabei vergaß,
Mich überließ dem neuen, hohen Glücke:
Da fielen auf ein Wörtlein meine Blicke,
[illegible] gebot, den Brief, der mir so theuer,
Zu übergeben alsobald dem Feuer.

Da konnt' ich nicht mehr Raum der Freude geben;
Mein Herz, geängstet und voll Widerstreben,
Hielt hier gehorsam seyn für strenge Pflicht,
Und dennoch konnt' ich sie erfüllen nicht. —
Die Freude, solch ein Brieflein zu bewahren,
Hieß mich nur zögernd dem Gebot willfahren.

Versuchend nähert' ich den Brief den Flammen,
Da fuhr erschreckend ich davor zusammen,
Zog ihn zurück, doch wieder hielt ich ihn
Mit tiefem Leid der Glut des Feuers hin,
Und sprach, bedeckend ihn mit heißen Küssen:
Weil sie es will, so werde mir entrissen!
Viel lieber ihr gehorsam seyn und leiden,
Als ihr mißfallen und gewinnen Freuden.
So sah in Staub und Asche ich zerfallen
Das höchste Glück, das je mir zugefallen!

Ja und Nein.

Ein sanftes Nein aus freundlich süßem Munde
Ist so voll Reiz, und will ich lieber hören
Dich sagen als ein Ja, das ich zur Stunde
Dir tadeln müßt' als all zu rasch Gewähren.
Nicht daß ich zögernd möchte das empfangen,
Was mir dein Ja auf's bündigste verspricht, —
Doch süßer wäre mir es zu erlangen
Indem du sprichst: Nein, es geschiehet nicht!

An zwei Franziskaner.

Wie glücklich seyd ihr, fromme Brüder!
Man speiset euch um Gotteslohn,
Als kämet ihr vom Himmel nieder.
Wär' ich wie ihr so glücklich schon!
Wie ihr dann lebt' ich ohne Klage;
Denn die Gelübd' der Armuth euch verpflichten,
Dem Wirth — das liegt ja klar am Tage —
Niemals die Zeche zu entrichten.

Rückblick.

Bin nicht mehr, was ich früher war,
Und kann es wohl nicht zweimal werden;
Mein Jugendglanz, mein Sommer klar
Entsprang durch's Fenster von der Erden.
Dir, Amor, dient' ich immerdar
Als erstem von den Göttern allen;
Ach würd' ich nochmals was ich war:
Mein Dienst sollt' besser dir gefallen!

Die Flüſſe.

An Julie.

Kindheit.

Schaukelnd entgleitet der Kahn auf ſanften, murmelnden Wellen,
Ach, wir ſehen zu ſpät, wie ſie ſo lieblich ſind, ein!

Freude.

Nur der Mäßige wird ihm erquickenden Nektar entſchöpfen;
Stürzeſt du lüſtern hinein, findeſt du ſicheren Tod.

Schwärmerei.

Trüb und in Nebel gehüllt entfließen die wirbelnden Wogen,
Steure dein Schifflein behend, ehe der Strudel es faßt.

Leben.

Willſt du mit Nutzen und Luſt den breitſten der Ströme beſchiffen?
Muthig beginne die Fahrt! fiſche dir Perlen heraus!

Liebe.

Lieblich mit Roſengebüſch und Myrten die Ufer umkränzet,
Iſt er der reizendſte dem, der ihn im Frühling beſchifft.

Freundſchaft.

Nimmer vergeß' ich der Fahrt auf ihren geſicherten Fluthen,
Noch des Glücks, das mir ward: denn da begegnet' ich Dir!

Jahreszeiten der Liebe.

Frühling.

Als uns im innerſten Herzen die Liebe ſich regte und keimte,
Sahen die Erde wir rings um uns mit Blumen geſchmückt.

Sommer.

Als von der bebenden Lippe entflohen das ſüße Geſtändniß,
Reifte ein innig Vertraun uns wohl als köſtliche Frucht.

Herbſt.

Doch da nahte der Zweifel, das Mißtraun, die böſen Dämonen,
Waren unfreundlich und ſcharf recht wie die herbſtliche Luft.

Winter.

Siehe nun iſt ſie dahin, ſie ſtarb wohl die liebliche Liebe,
Kälte und Schnee lieget nun, wo es ſo heiß einſt geglüht.

Diſtichen.

1.

Nennen ſollt' ich ihn euch, zu dem ich in Liebe mich wende?
Wahrlich, viel iſt's begehrt; nenn' ich mir ſelber ihn kaum!

2.

Immerhin wiſſ' es die Welt, daß der Liebe göttliche Strahlen
Mich mit leuchtendem Glanz heilig und tröſtend umziehn,
Daß mir die herrlichſte Blüthe des Lebens, die Liebe, erblüht iſt,
Daß in dem köſtlichen Duft ich mir die Seele berauſcht;
Nein, das berg' ich ihr nicht, doch wer mich die Liebe gelehret,
Das ihr zu bergen geſchickt ſchaffet mir Wonne und Luſt!

3.

Mag in den Lethe verſinken was Jahre hindurch mich erfreute,
Wenn die Erinnerung mir weniger Stunden nur bleibt.

4.

Sind wir im Herbſte denn ſchon? ſo frag' ich, denn wahrlich ich weiß nicht,
Fallen die Blätter denn ſchon? wehen die Lüfte ſchon rauh?
Schaut ihr verwundert mich an? Es ſtreuet mir Blüthen die Liebe,
Darum wähn' ich, um mich blühe der herrlichſte Lenz!

5.

Heil mir der Glücklichen! ruf' ich zu jeglicher Stunde des Tages,
Wenn ich des Glückes gedenk', welches die Liebe mir ſchafft.
Heil mir der Glücklichen! ruf' ich noch freudig am Ende des Lebens,
Daß ich umſonſt nicht gelebt, daß ich die Liebe erkannt!

6.

Oftmals fragt' ich mich ſelbſt, nachdenklich in Sinnen verloren,
Was das Leben wohl ſey? konnt' ich's doch nimmer verſtehn.

Doch nun frag' ich nicht mehr, es nahte mir ſeitdem die Liebe,
Und da wurde ſein Zweck, ſeine Bedeutung mir kund!

7.

Ja, ich hab' es erkannt, der Frauen Beſtimmung iſt Liebe,
Darum ſo einzig allein geb' ich der Liebe mich hin!

Fabio und Clara.

Die Sonne neigte sich zu ihrem Untergang und beleuchtete mit ihren letzten Strahlen Don Fabio, einen edlen Ritter, welcher, in Träumereien versunken, auf der Landstraße ritt, und die prächtige Hauptstadt Madrit vor sich sah, die er vor sechs Jahren verlassen hatte, um dem Ruf der Ehre zu folgen, welche ihn nach Flandern rief. Er hatte sich in vielen Schlachten und kleinen Gefechten rühmlichst ausgezeichnet, und glaubte der Lorbeeren genug errungen zu haben, um dem Zuge seines Herzens folgen zu dürfen, welches sich aus dem wilden und unstäten Leben des Krieges, voll Blut- und Greuelscenen, zurück nach der friedlichen Heimath, und den Annehmlichkeiten eines heitern Familienlebens sehnte. Ihm war jetzt gar wunderſam zu Sinne, als er wieder die Hauptstadt in der Ferne erblickte, die er voll schöner Hoffnungen verlassen hatte, und in die er nun wieder mit solchen ganz anderer Art einzuziehen gedachte. Alles, die Gegend, Wege, Häuser und Bäume waren ihm noch so wohl bekannt, Erinnerungen, angenehme und unangenehme, reiheten sich aneinander, wovon bald diese Stelle, bald jenes Haus die Veranlassung war. Ihm zur Seite zeigte sich

ein Kloſter, deſſen weiße Mauern ſchon von ferne die Blicke auf ſich zogen, und das, von der Abendſonne beleuchtet, deren goldne Strahlen in den kleinen Scheiben der großen Kirchenfenſter ſpielten, auch Don Fabio's Augen auf ſich zog. In demſelben befand ſich ein wunderthätiges Muttergottesbild, und Don Fabio erinnerte ſich, daß es vor ſechs Jahren, als er die Hauptſtadt verlaſſen hatte, ſein erſtes geweſen war, Schutz und Heil zu ſeinem Unternehmen von ihm zu erflehen, wofür er ſich, da ihm dieſes in ſo reichlichem Maaße geworden war, gedrungen fühlte nun der heiligen Jungfrau ſeinen Dank abzuſtatten. Er richtete ſeinen Weg nach dem Kloſter, und betrat mit frommer Rührung die Kapelle; er kniete vor den Altar der heiligen Mutter nieder, ſeine Gefühle löſten ſich in ein brünſtiges Dankgebet auf, er küßte die Stufen mit heißen Thränen, indem er die Gnade und Macht der Himmliſchen pries. Er ſtand auf und begab ſich in einen Betſtuhl, um der Meſſe beizuwohnen, die in wenig Minuten ihren Anfang nehmen ſollte, als eine Dame in ſeiner Nähe niederkniete, die ſeine Aufmerkſamkeit in einem hohen Grade feſſelte. Ihr Geſicht konnte er nicht ſehen, da ein langer weißer Schleier daſſelbe bedeckte; allein ihr ſchöner Wuchs, ihr Anſtand, die ſchöne Form ihrer Glieder, überließen es der bildenden Fantaſie ſich ihr Geſicht in harmoniſcher Uebereinſtimmung mit den übrigen Theilen zu denken, um in ihr die vollkommenſte Schönheit zu erblicken, die je Dichter beſungen und Maler dargeſtellt

haben. Auch Fabio konnte sie sich nicht anders denken, wenn seine Blicke auf dem lieblichen Gebilde verweilten, dessen Glieder von dem seidnen Gewande wie von Wellen umwallt wurden. Sie hatte eine Duenna bei sich, welche durch ihre Ernsthaftigkeit und ihre besorglichen Blicke deutlich genug verrieth, daß sie die Aufseherin dieses Juwels sei.

Da die Messe geendet war, standen beide Damen auf, und wollten sich entfernen, als Don Fabio bemerkte, daß die jüngste der Damen ihren Rosenkranz hatte liegen lassen, er nahm ihn hurtig auf, trat ehrerbietig auf sie zu, und überreichte ihn ihr mit angenehmen und schmeichelhaften Worten, worauf die Dame ihm eben so verbindlich als zierlich für seine Aufmerksamkeit dankte, und sich entfernte. Hatte sich Don Fabio erst bloß in ihre Gestalt verliebt, um so mehr trug nun ihre Stimme, die ihm wie Musik klang, bei, diese Liebe zu vermehren. Eine heftige Unruhe, Ungeduld und Neugierde bemächtigte sich nun seiner, zu erfahren, wer diese Dame sei. Er erkundigte sich und erhielt folgende Nachrichten. Sie war die Nichte eines sehr reichen Edelmanns, Namens Don Miguel, der vor einigen Wochen auf sein Landschloß unweit Madrit gezogen war, um sich dem Geräusche der Hauptstadt zu entziehen. Er sah wenig Leute bei sich, denn seine größte Sorgfalt bestand darin, seine Nichte Donna Clara zu bewachen, denn obgleich sie sich öffentlich selten zeigte, so hatte doch der Ruf ihrer Schönheit und Anmuth die ganze

Stadt erfüllt, und was schönes, galantes und ausgezeichnetes an jungen Cavalieren in Madrit war, beeiferte sich ihr zu huldigen und Nachtmusiken zu bringen, und obgleich sie nie durch irgend ein Zeichen ihr Wohlgefallen zu erkennen gab, oder wie wohl zuweilen Damen zu thun pflegen, sich bedankte, verging doch kein Abend, daß es nicht Romanzen, Madrigale und Sonette unter ihren Fenstern regnete. Da es aber ihrem Oheim sehr mißfiel, sein Haus stets umlagert zu sehen, und er befürchten mußte, daß es doch einmal einem ihrer Bewerber, trotz seiner Wachsamkeit, gelingen möchte, heimlich in sein Haus und in Donna Clara's Herz einzudringen, beschloß er, die Hauptstadt auf einige Zeit zu verlassen, und einen seiner Paläste auf dem Lande zu beziehen, daselbst wollte er seinen Sohn, der schon seit geraumer Zeit auf Reisen war, erwarten, um Clara mit ihm zu verbinden, deren versprochener Bräutigam er bereits hieß, um den Hoffnungen aller andern Mitbewerber ein Ende zu machen.

Diese Nachrichten waren wohl nicht geeignet, Don Fabio Muth und Lust zu geben, sein Abentheuer zu verfolgen: doch hatte seine Liebe schon den Grad der Heftigkeit erreicht, daß er sich vornahm, wenigstens zu versuchen, was Liebe, Treue und Ergebenheit über das Herz der Dame, und Muth, Gewandtheit und List, über die Wachsamkeit des Oheims und der Duenna vermöchten.

Ein Freund und Verwandter Don Fabio's, welcher sich in diesem Kloster befand, lud ihn ein, einige Zeit bei

ihm daſelbſt zuzubringen, ein Vorſchlag, in welchen Fabio von Herzen gern einwilligte, da er dadurch ſeiner Geliebten nahe blieb, und Gelegenheit hatte, ſie in der Kirche zu ſehen, die ſie fleißig beſuchte.

Sein einziges Beſtreben ging nun dahin, die Dame, die ſo wunderbar ſein Herz ergriffen hatte, von Angeſicht zu ſehen, und ihr ſeine Wünſche und Geſinnungen bekannt zu machen; er ſah ſie noch mehrmals in der Kirche, aber immer von der Duenna begleitet, ſo daß es ihm nicht möglich war, Donna Clara auch nur einige Worte zu ſagen, ohne daß es aufgefallen wäre. Allein die Liebe findet allezeit Mittel und Wege, wenn ſie auch alle abgeſchnitten ſcheinen, ſich in andern Zeichen, wenn nicht in Worten, auszudrücken. Fabio ſchrieb ein Sonett, und nahm dieſes mit in die Kirche; er hatte bemerkt, daß Donna Clara, bei Erhebung des Allerheiligſten, ihr Gebetbuch beiſeite zu legen pflegte, alſobald nahm er dieſen Augenblick wahr, und ſchob das Sonett verſtohlener Weiſe hinein.

Clara nahm ihr Gebetbuch ohne etwas zu vermuthen, obgleich ſie den jungen ſchönen Cavalier wohl bemerkt hatte, welcher ſich immer in der Kirche in ihrer Nähe hielt, und als ſie nach Hauſe kam, gab ſie es Ana, ihrer Dienerin, um es wegzulegen. Als dieſe es in die Hand bekam, fiel das Blatt heraus. Donna Clara glaubte, daß es eines der Heiligenbilder ſei, die ſie darin liegen hatte, aber wie verwunderte ſie ſich, als ihr Ana das

Blatt gab, und sie, statt des Angesichts einer heiligen Magdalena oder Kunigunda, folgende Worte fand:

O endlich muß ich, süße Herrin, wagen,
Und Furcht, mir unheilbringend, kühn bezwingen,
Und sollt' ich keinen Mitleidsblick erringen,
Dir meine Leiden, meinen Schmerz zu sagen.

Den stummen Zeichen hab' ich aufgetragen,
Dir Kunde meiner heißen Glut zu bringen;
O möcht' es ihr und meiner Treu gelingen,
Daß ich nicht ewig hoffnungslos muß klagen!

Du süßes Wesen, dem keins gleich erfunden,
O lasse mich in Deinem Blick erkunden
Mein Unglück oder meine höchste Wonne!

Nicht stets verdunkelt in der Wolken Hülle
Zeigt sich die Sonn'; lächelnd in Glanzesfülle
Laß denn mich schaun dich, eine andre Sonne!

Clara las dies Sonett verschiedene Male, und Ana, als ein erfahrnes und listiges Mädchen, bemerkte gleich was in ihrer Gebieterin vorging, fragte, forschte, und erfuhr gar bald von Donna Clara, die in Liebessachen noch neu, sich nicht zu verstellen wußte, ihre Vermuthungen und das Geständniß, daß sie Don Fabio gar nicht abgeneigt sei, und daß seine Liebenswürdigkeit in ihren Augen seine Verwegenheit entschuldige, daß sie ihm unmöglich zürnen könne, vielmehr die Gewandtheit bewundern müsse, mit welcher er das Sonett in ihr Gebetbuch

geschoben habe, worauf Ana fröhlich ausrief: Danket Gott, Sennora, daß der Himmel dies Blatt in meine Hände fallen ließ, nun wollen wir uns auch die Gelegenheit, einen Liebeshandel anzuspinnen, nicht entgehen lassen, mir wenigstens soll es die größte Freude machen, Euch beizustehen, und Euern finstern Oheim und die verdrießliche Alte, ihrer Wachsamkeit zum Trotz, hinters Licht zu führen! — Jedoch konnte Donna Clara, die furchtsam war, sich trotz dieser Aufforderung zu nichts entschließen, theils hielt sie der Gedanke ab, daß sie ihres Vetters versprochene Braut sei, theils fürchtete sie die Strenge ihres Oheims, wenn dieser Liebeshandel zu seiner Kenntniß käme, sie verbot also Ana ernsthaft, weder davon zu sprechen, noch sonst etwas in dieser Sache zu thun, worauf diese, freilich mit großem Unwillen, gehorchte.

Indessen war Clara nicht so ruhig, als sie in den Augen ihres Mädchens scheinen wollte, im Gegentheil, die Bewerbung dieses Jünglings, der sich durch eine schöne Gestalt, feine Sitten und Liebenswürdigkeit auszeichnete, hatte ihr Gemüth mit Unruhe, Sehnsucht und Unschlüssigkeit erfüllt; sie beschloß, die Kirche den folgenden Tag nicht zu besuchen, weil sie sich durch etwas zu verrathen fürchtete, und gab deswegen eine Unpäßlichkeit vor, an der Niemand zweifelte, da ihre innere Unruhe sie wirklich in einen krankhaften Zustand versetzt hatte.

Fabio war indessen in der ängstlichsten Erwartung, welche Folgen seine Kühnheit haben würde; er versäumte

keine Meſſe, und gerieth in die äußerſte Unruhe, als er zwei Tage vergebens gehofft hatte, den Gegenſtand ſeiner Liebe und Sehnſucht zu ſehen. Er dachte ſich allerlei Umſtände, welche Donna Clara verhindern könnten, die Kirche zu beſuchen, und ſeine glühende aufgeregte Fantaſie ließ ihn immer das Aergſte ergreifen. Das Wahrſcheinlichſte und Schrecklichſte ſchien ihm zu ſein, daß das Sonett in die Hände der Duenna, und durch dieſe in die Hände des Oheims gerathen ſei, welches alle ſeine Bemühungen hätte vereiteln können.

Am Ende des dritten Tages hatte Fabio weder Ruhe noch Raſt mehr, und ſchlich bei einbrechender Nacht, in einfacherer Kleidung als die ſeines Standes, ohne Begleitung zum Palaſt Don Miguels, um wo möglich einige Erkundigung einzuziehn. Lange war ſeine Bemühung vergebens, alle Thüren waren ſchon verſchloſſen, Laden und Jalouſieen wohl zugemacht, nirgends Licht zu ſehen; er ſetzte ſich endlich auf eine ſteinerne Bank, welche vor dem Hauſe angebracht war. Die Nacht war angenehm, und Don Fabio, der in dieſem Augenblick zu nichts weniger als zum Schlafen geneigt war, ſtimmte, theils ſeinen Unmuth zu zerſtreuen, theils, wenn es möglich wäre, ſeine Geliebte aufmerkſam auf ſich zu machen, ſeine Cither, und begleitete mit dem Inſtrument, welches er ſehr fertig und mit großer Zierlichkeit ſpielte, ſeine wohlklingende anmuthige Stimme.

Er hatte noch nicht ein Liedchen geendet, als unten

ein Fenster geöffnet wurde; ein alter Diener des Hauses hatte die angenehmen Töne vernommen, und war begierig, den Sänger zu sehen. Don Fabio ergriff die Gelegenheit, und fing an mit dem Alten zu schwatzen, der neugierig sich gern in ein Gespräch mit ihm einließ, und allerlei Fragen an Don Fabio that, die dieser folgendermaßen beantwortete:

Ich bin auf dem Wege nach Madrit begriffen, um zu meinem Vater, welcher Barbier daselbst ist, zurückzukehren; als ich heute Abend meiner Reisegesellschaft vorausging, um die Stadt eher zu erreichen, gerieth ich auf den unrechten Weg, der mich hierher führte: ich bin der Gegend unkundig, und weiß keine Schenke, in welcher ich übernachten könnte, deswegen vergönnt mir, daß ich diese Nacht, die sehr lau und freundlich ist, vor Euerm Hause, auf dieser Bank zubringen darf, morgen mit Tagesanbruch denke ich weiter zu gehen.

Der Alte konnte kein Mißtrauen in diese Worte setzen, und bat Don Fabio, noch einige Lieder zu singen, vielleicht würde es auch die Nichte seines Herrn erfreuen, wenn sie noch wach sei, denn ihr Fenster wäre gerade über ihnen. Don Fabio ließ sich dies nicht zweimal sagen, der Gedanke, von Donna Clara gehört zu werden, zuckte wie ein Blitzstrahl begeisternd durch seine Seele, er griff in die Saiten, und sang folgende Romanze:

Froh durch buntbeblümte Matten
Zog ich hin mit leichten Sinnen,
Ob unkundig auch des Weges,
Hofft mein Ziel doch zu gewinnen.

Wohl manch schöne Wunderbilder
Zogen auf sich meine Blicke,
Keines doch mich fesseln konnte —
Nur die Heimath sah ich winken.

Wenn auf unbekannten Wegen
Ich mich nicht zurecht konnt' finden,
Durft' ich nur den Himmel fragen,
Traulich zu den Sternen blicken.

Innig sahn sie dann voll Liebe
Auf den stillen Wandrer nieder,
Der die Hoffnung und das Glück
Fand in ihren hellen Blicken.

Aber ach! zwei andre Sterne
Von viel hellerm Licht erschienen,
Die durch ihr allmächtig Funkeln
Den erstaunten Wandrer irrten;

Daß er wunderbar befangen,
Nur nach ihnen jetzt muß blicken,
Und die andern ihm verschwanden,
Die noch sonst am blauen Himmel.

Immer folgend ihren Strahlen,
Die durch leichten Nebel blitzen,
Ist die Heimath bald verschwunden,
Anders jetzt die Wünsche zielen.

Weh! ihr beiden Augensterne
Meiner Herrin, die wie Blitze
Durch den Flor des Schleiers strahlet,
Seyd es, die mich also irren.

Nicht lange währte es, so wurde oben leise ein Jalousieladen geöffnet, Donna Clara und Ana standen dahinter, und lauschten den lieblichen Klängen, die bald stark ergreifend zu ihnen hinauf drangen, bald in leisen Tönen sich unten zu verlieren schienen. Clara erkannte gar bald ihren Geliebten, und trat, um sich besser an seinem Gesang zu ergötzen, auf den Balkon, und hingerissen von den anmuthigen Tönen, die ihre Liebe mächtig aufregten, brach sie einen Zweig duftender Orangenblüthe von einem der Blumentöpfe, die den Balkon zierten, und warf ihn hinunter; er fiel zu Don Fabio's Füßen nieder, der dieses Zeichen des Danks und des Wohlgefallens seiner Dame mit größerm Entzücken aufhob, als wenn es eine Krone gewesen wäre.

Indessen hatte Marko, der alte Diener, welcher Wohlgefallen an dem Jünglinge fand, bei sich überlegt, wie er dem angenehmen Sänger ein bequemeres Nachtlager, als die steinerne Bank, verschaffen könnte, und erbot sich, Fabio'n ein Lager in seiner Kammer zu bereiten, welches dieser mit Freuden annahm und den Zufall segnete, der seine Liebe so begünstigte, und ihn seiner Geliebten] so nahe brachte. Leise ließ Marko ihn ein, und nahm ihn mit auf seine Kammer.

Don Fabio war viel zu sehr mit seiner Liebe beschäftigt, um einschlafen zu können, der Morgen fand ihn noch wach, obgleich er die Augen fest zudrückte und sich schlafend stellte, als Marko aufstand, der ihn nicht störte, sondern ihn seinem anscheinenden Schlummer überließ. Kaum sah sich Fabio allein, als er hurtig aufstand und an ein Fenster trat, welches die Aussicht in den Garten hatte; wie wurde er überrascht, als er Donna Clara erblickte, die mit ihrem Oheim im Garten lustwandelte. Alle Bilder, die er sich von ihrer Schönheit gemacht hatte, wurden bei weitem übertroffen. Von der Morgensonne bestrahlt, wandelte sie in jungfräulicher Schönheit, ein Blumenkörbchen in der Hand tragend, wie eine mit den Reizen der Liebesgöttin geschmückte Aurora; mit ihren goldnen Locken, die kein Schleier den bezauberten Blicken Don Fabio's entzog, und mit ihrem Gewande spielten leichte Morgenlüfte. Fabio war versunken in dem Anschaun dieser himmlischen Gestalt, tief in sich selbst verloren, und kam erst wieder zu sich, als sie schon einige Zeit hinter Orangen- und Granatbäumen verschwunden war. Ohne zu bedenken, was daraus entstehen könne, schlich Fabio leise aus der Kammer, die Treppe hinauf, und in Clara's Gemach; Niemand befand sich darin, ihre Laute lag auf einem grünseidenen Ruhebette, auf der Staffelei stand ein angefangenes Bild der heiligen Mutter mit dem Christuskinde, Pallette und Pinsel lagen daneben, einige Kleider lagen umher, auf dem Tische der Schleier,

welcher ihm ihr reizendes Antlitz so lange entzogen hatte. Wunderbar ward er bewegt bei dem Anblick aller dieser Gegenstände, die Kunde von der täglichen Beschäftigung seiner Geliebten gaben. Zu den Tönen dieser Laute sang sie, was sie im innersten Herzen bewahrte, und die Sprache der Poesie war ihr willkommene Botin, diese Gefühle in Worten auszusprechen, auf dem Bilde der heiligen Jungfrau werden oft ihre Blicke ruhn, wenn ihr Herz, von Andacht entzündet, Gebete zu der im Himmel sendet, sanft werden diese Gewänder sich an die schönen Glieder schmiegen, und dieser Schleier — wie gern hätte ihn Fabio entwendet, um ihn als ein Andenken mitzunehmen, doch das Eigenthum der Geliebten war ihm zu heilig, er begnügte sich, seine Gedanken in folgendem Sonett auf ein Blatt Papier zu schreiben:

Welch hohes Loos ist dir, du Flor, gefallen!
Auf weichen seidnen Locken darfst du liegen,
Vertraulich dich um Hals und Busen schmiegen,
Bald um den Nacken, um die Schultern wallen.

Doch welcher Flor verbärge wohl vor allen
Die Strahlen, die den Augen rasch entfliegen,
Die zaubrisch auch den freisten Sinn besiegen,
Und mich auf ewig machten zum Vasallen;

Die mir im innersten bewegten Herzen
Entzündeten ein glühend Liebesfeuer,
Daß Nacht und Tag mich Freud' und Ruhe meiden.

Ach! seit durchdrungen mich der Liebe Schmerzen,
Und ich erblickt die Herrin ohne Schleier,
Muß ich ohn' Unterlaß dich Schleier neiden!

Dieses Sonett legte Fabio auf den Schleier, und als er Jemand nahen hörte, versteckte er sich hurtig hinter einen der Fenstervorhänge. Donna Clara kam herein, ihre Augen fielen auf den Schleier, und fanden das Sonett, höchst verwundert, solcherlei an diesem Orte zu finden, und sie sagte, als sie es gelesen hatte, überlaut zu sich selbst: O warum darf ich dir, edler Jüngling, deine Liebe nicht nach Verdienst lohnen, wie mein Herz es eifrig wünschet.

Kaum hatte Fabio diese Worte vernommen, als er hinter den seidenen Gewölken der Fenstervorhänge hervor und zu Clara's Füßen mit den Worten stürzte: O Sennora! wenn Ihr diese gütige Gesinnung für mich heget, werdet Ihr meiner Liebe verzeihen, die mich bis in Euer Gemach dringen ließ, wo mir ein Himmel von schönen Hoffnungen durch Eure Worte eröffnet wurde, laßt sie mich noch einmal hören diese süßen Worte, auf daß ich meines Glückes überzeugt werde, welches mir wie ein Traum erscheint!

Clara war überrascht, erschrocken und erstaunt, und in diesem Augenblick nicht im Stande, das Gefühl ihres Herzens zu verbergen, das laut für Don Fabio seine Stimme erhob, und kein Wunder, daß Clara nur einzig diese Stimme hörte, und die verlangten Worte wiederholte, und noch manches andre Liebeswort hinzufügte.

Sie machte ihn auch endlich mit den Schwierigkeiten bekannt, die ihrer Liebe entgegenstanden, daß ihr Oheim sie nämlich seinem Sohne zur Gemahlin bestimme, welcher ehester Tage erwartet würde, um diese Verbindung zu vollziehen. Allein Fabio, dessen Liebe alle Hindernisse leicht zu besiegen glaubte, überwand bald ihre Besorgnisse durch den Strom seiner Beredsamkeit, und nöthigte ihr das Versprechen ab, sich der Heirath mit ihrem Vetter, so viel in ihren Kräften stünde, zu widersetzen.

Sie würden noch mancherlei von süßer Liebe geredet haben, wenn sie nicht von Ana wären unterbrochen worden, die höchst verwundert über diesen Besuch war, und nun mit in den Liebeshandel gezogen wurde, damit man sich Raths bei ihr erholte, wie man sich öfters sehen und sprechen könne. Ana wußte nach Zofenart bald die Gelegenheit zu veranstalten und zu finden, und sich einen Schlüssel zu einem kleinen Pförtchen zu verschaffen, welches sich in der Gartenmauer befand; wenn nun Alles im Hause zur Ruhe war, begaben sich Clara und Ana in den Garten, wo Fabio ihrer wartete.

Einige Wochen trieben sie dies so alle Abend, und genossen des Glücks einer gegenseitigen Liebe in ihrer höchsten Reinheit. Ja, sie waren zu glücklich, als daß dies Glück hätte Bestand haben können.

Don Miguel konnte einmal Nachts nicht schlafen, er stand auf und öffnete ein Fenster. Die Nacht war lau,

Blumen hatten die Luft mit ſüßem Wohlgeruch erfüllt, leiſe Lüfte ſpielten in den Wipfeln der Bäume, und die Schönheit und Milde dieſer Nacht lud Don Miguel ein, einen Spaziergang im Garten zu machen. Er ging in den weiten Gängen auf und nieder, und als er ziemlich entfernt von ſeinem Hauſe war, merkte er, daß einige Regentropfen fielen; er verdoppelte ſeine Schritte, um einen nahgelegenen Pavillon zu erreichen, ſich darin vor dem immer ſtärker werdenden Regen zu bergen. Er mochte da kaum einige Minuten geweſen ſein, als er Stimmen vernahm, und bald deutlich Clara's und eines Mannes Stimme unterſchied; ſie kamen ihm immer näher, um gleichfalls Schutz vor dem Regen in dem Pavillon zu ſuchen. Don Miguel drückte ſich in eine Ecke, und lauſchte ſtill und erſtaunt ihren Reden.

Er hörte, daß von einer Flucht die Rede ſei, welche Donna Clara mit ihrem Geliebten veranſtalten wollte, um den Bewerbungen Don Juans, ihres Vetters, zu entgehen, welcher nun bald eintreffen ſollte. Er mußte ihre zärtlichen Liebesreden anhören, und durfte es nicht wagen, unbewaffnet, wie er war, hervor zu treten; er hielt ſeinen Grimm und ſeine Wuth ſtill in ſich verſchloſſen, ſchwur aber die heftigſte Rache, als er ſie wieder Abrede auf eine Zuſammenkunft am folgenden Abend nehmen hörte. Unterdeſſen hatte es aufgehört zu regnen, ſchon begann der Morgen zu dämmern, und die Liebenden ſchieden mit zärtlichen Liebkoſungen von einander, ihr

nahendes Unglück nicht ahnend. Clara und Ana schlüpften ins Haus und Don Fabio nahm seinen Weg durch das kleine Pförtchen.

Der folgende Abend erschien. O verhängnißvoller Abend, wärst du nie erschienen! Waren die Tropfen, die in vergangener Nacht fielen, Vorbedeutung der bittern Thränen, die du zwei schönen Augen bringen würdest?— Zur abgeredeten Stunde schlichen Clara und Ana in den Garten, es sollte die letzte ihrer nächtlichen Zusammenkünfte sein, und Alles über die Flucht bestimmt abgeredet werden. Die Nacht war sehr dunkel, Alles still, die Luft schwer und drückend, bang und furchtsam wanden sie sich durch die Gebüsche, finstre Ahnungen stiegen in Clara's Seele auf, so wunderbar war ihr Sinn nie von Furcht und Graun befangen gewesen, welches sich noch vermehrte, als durch die Stille plötzlich das schauerliche Geschrei einer Nachteule scholl. Wehe mir! flüsterte Clara, dieser Unglücksvogel deutet uns nichts Gutes. Plötzlich vernahmen sie das Geklirr von Waffen, und unterschieden in der Dunkelheit mehrere Leute, die einen Mann hart bedrängten, der sich aber noch tapfer hielt, und welchen Clara bald für Don Fabio erkannte. Sie stürzte mit einem Angstgeschrei zwischen die Streitenden, allein man achtete ihrer nicht, und drang nur heftiger auf Don Fabio ein, welcher endlich der Uebermacht erlag, und unter vielen Streichen zu Boden sank. Man hielt ihn für todt, und Don Miguel befahl seinen Leuten, ihn über die Garten-

mauer zu werfen, welches auch geſchah, ohne daß man ſich weiter um ihn bekümmerte. Donna Clara aber, welche ohnmächtig auf der Erde lag, wurde nach Hauſe gebracht, und erſt nach vielen angewandten Mitteln wieder ins Leben zurückgerufen; die blutige Scene hatte ſo heftig auf ſie gewirkt, daß ſie ein hitziges Fieber bekam, welches ſie dem Tode nahe brachte; durch Hülfe mehrerer geſchickter Aerzte ward ſie zwar einigermaßen wieder hergeſtellt, allein eine tiefe Schwermuth ſchien ſich gänzlich ihrer Seele bemächtigt zu haben. Ihr Zuſtand ſchützte ſie gegen den Zorn ihres Oheims, man ließ ſie durch nichts Strafe empfinden, als daß man ſie aufmerkſamer bewachte, und Ana mit vielen Mißhandlungen aus dem Hauſe jagte.

Clara glaubte ihren Geliebten todt; allen Reiz ſchien das Leben für ſie verloren zu haben, ſie hoffte nicht, daß es ihr jemals wieder Freude bieten würde, deswegen wollte ſie ihre übrige Lebenszeit in einem Kloſter zubringen, dem Zufluchtsorte manches gedrückten Herzens, dem die Welt das nicht gegeben hatte, was es mit Sehnſucht umfaßte, oder ihm genommen hatte, was einzig dem Leben hätte Bedeutung geben können; allein ihr Oheim widerſetzte ſich thätig dieſem Vorhaben, und ſchrieb ſeinem Sohn, welcher noch immer ſeine Ankunft verzögerte, eilig zu kommen, wenn er ſich in Beſitz einer ſchönen, reichen und liebenswürdigen Gemahlin ſetzen wolle.

Don Juan kam an; er war ein schöner Jüngling, der gewandt genug war, um in den Augen einer Dame liebenswürdig zu erscheinen, und Verstand genug besaß, seine Fehler geschickt zu verbergen. Ohne Donna Clara zu lieben, fand er doch eine Verbindung mit ihr wünschenswerth und vortheilhaft, da er ehrsüchtig und eitel, dabei habsüchtig war, und sowohl ihr Vermögen, als auch das Aufsehen, welches er mit einer schönen und geistreichen Gemahlin erregen würde, in Betracht zog. Er fing an, sich eifrig um Clara zu bewerben, ihr Oheim bestürmte sie von seiner Seite mit Bitten und Vorstellungen, und Vater und Sohn boten Alles auf, ihre Einwilligung zu ihrer Vermählung zu erhalten. Lange widerstand sie, und blieb ihrem Entschluß, den Freuden dieser Welt in einem Kloster zu entsagen, getreu, bis sie endlich, der Bewerbungen und beständigen Bestürmungen Don Juans und Don Miguels überdrüßig, mehr unwillig ihre Einwilligung gab. Kaum war ihr dies Ja nach langer Bemühung entrissen, als man auch schon mit der Vermählung eilte, und in kurzer Zeit ward sie Don Juans Gattin.

Doch wenden wir uns zu Don Fabio, den wir halb todt verlassen haben. Er war, als er über die Gartenmauer geworfen wurde, in einen Graben gefallen, woselbst er wahrscheinlich gestorben wäre, wenn nicht gegen Morgen einen Wanderer sein Weg da vorbei geführt hätte, der den Unglücklichen da liegen sah, und ihn in seinem Blute

ohne das geringste Lebenszeichen fand, so daß er ihn für todt hielt, und den Vorfall im nahgelegenen Kloster meldete; da man Don Fabio daselbst vermißte, so eilten alsobald einige Brüder dahin, die ihn nach ihrem Kloster brachten, und, als sie seinen Zustand untersuchten, fanden, daß noch Leben in ihm sei; man wandte alle möglichen Mittel zu seiner Wiederherstellung an; seine Wunden waren zwar nicht tödtlich, aber sehr gefährlich und warfen ihn auf ein langes Krankenlager, wo er die größten Schmerzen sowohl des Leibes als der Seele litt, der Verzweiflung oft nahe war, oder mehrentheils in gänzlicher Bewußtlosigkeit lag. Als endlich seine Besserung wieder heran nahete, und die Kraft seines Geistes sich wieder zu sammeln begann, ließ er sich nach Clara erkundigen, und wollte ihr Nachricht von sich geben lassen, allein er erfuhr nichts von ihr, als daß sie strenge bewacht würde, und es unmöglich sei, zu ihr zu dringen. Als er hergestellt war, wollte er selbst Erkundigung von ihr einziehen, und vernahm zu seiner größten Bestürzung, daß sie vermählt und mit ihrem Gemahl nach der Hauptstadt gezogen sei. Diese Nachricht war für Fabio ein Donnerschlag, es fehlte nicht viel, so hätte er seinem Dasein in Verzweiflung ein Ende gemacht, doch die guten Mönche in dem Kloster boten Alles auf, ihn durch Trostgründe der Religion und durch fromme Ermahnungen von diesem unseligen Vorhaben, für Leib und Seele gleich verderblich, abzuziehen, welches ihnen insoweit gelang, daß Fabio den Entschluß

faßte, sich den Tod nicht selbst zu geben, sondern ihn auf dem Bette der Ehre zu suchen, zu welchem Ende er Spanien aufs Neue verließ, und in den Krieg zurückkehrte.

Don Juan war mit seiner Gemahlin nach Madrit gezogen, und fand eine große Freude darin, sich überall öffentlich mit ihr zu zeigen und zu brüsten. So lästig dies auch Clara wurde, die in ruhiger Stille am glücklichsten war, wo sie den vermeinten Tod ihres Geliebten ungestört betrauern konnte, so fügte sie sich doch stets den Wünschen ihres Gemahls, um ihm durch Gefälligkeit zu ersetzen, was sie ihm nicht an Liebe geben konnte. Don Juans Haus wurde bald der Sammelplatz des vornehmsten Adels, und alles, was Ausgezeichnetes an Cavalieren, und Prächtiges und Liebenswürdiges an Damen in Madrit war, befand sich wohl und gern in einem Hause, wo die Wirthin so liebenswürdig und schön, der Wirth so zuvorkommend, artig und galant war.

Unter den Edelleuten, die Don Juans Haus besuchten, war auch Don Enriko, ein reicher junger Edelmann mit einer schönen Gestalt, aber gemeinen Sitten und tückischem bösartigen Charakter. Dieser wagte es, seine Augen auf Clara zu richten, und in sündlicher Liebe zu entbrennen. Er versuchte Alles, was ein listiger Verführer nur aufbieten kann, um die Liebe eines Weibes zu gewinnen; allein er machte sich bald durch seine Frechheit und Zudringlichkeit bei Clara verächtlich, die ihm sein Beginnen ernstlich verwies, und, als dies nichts half, ihn

bedrohete, ihren Gemahl von seiner Zudringlichkeit zu unterrichten. Da Don Juan als ein heftiger Mann bekannt war, der im Punkt der Ehre keinen Scherz verstand, auch in den Waffen sehr geübt war, so schützte diese Drohung sie vor Don Enrikos Bewerbungen, aber nicht vor seiner Rache. Er glaubte bemerkt zu haben, daß Donna Clara einen jungen Cavalier, Namens Don Manuel, welcher gleichfalls Don Juans Haus besuchte, besonders auszeichnete, und vertraulicher und freundlicher gegen diesen war, als gegen ihn und Andre, und hierauf gründete er seine Rache.

Er hatte sich freilich nicht geirrt. Clara und Don Manuel hatten eine Heimlichkeit zusammen, aber damit hatte es folgende Bewandniß. Clara hatte eine Freundin, welche Nise hieß, und die von ihrem Vormund äußerst strenge, ja beinahe sklavisch behandelt wurde; mit dieser war Don Manuel heimlich verheirathet, und da Clara, als die Vertraute dieses Geheimnisses, zuweilen Zusammenkünfte zwischen ihrer Freundin Nise und Don Manuel begünstigte, so brachte dies sie mit Letzterem in nähere Verbindung, welches Don Enriko's Augen nicht entging, der jedoch den wahren Zusammenhang nicht einsehen konnte.

Um diese Zeit überkam Don Juan einige Geschäfte, die ihn nöthigten, eine Reise von einigen Wochen zu machen. Donna Clara erklärte, daß sie während der Abwesenheit ihres Gemahls keinen Festen beiwohnen und keine Gesellschaften besuchen würde, und bat sich Donna

Nise von ihrem Vormund zur Gesellschaft aus, welches dieser, nach dem Versprechen, daß sie eingezogen und still leben würde, bewilligte. Allein sie glaubte, daß sie, ohne ihr Versprechen zu verletzen, die Besuche Don Manuels wohl annehmen dürfe, und dieser schlich, voll Freude, seine geliebte Nise so oft sehen zu können, bei einbrechender Dunkelheit in Clara's Haus, und blieb da die Abende bis spät in die Nacht. Donna Clara begünstigte diese Zusammenkünfte, ohne zu ahnen, was daraus entstehen würde.

Don Enriko war nicht müßig; er legte sich darauf, Clara's Betragen sorgfältig auszukundschaften, und machte gar bald die Entdeckung von Don Manuels nächtlichen Besuchen, ohne im mindesten zu glauben, daß sie Nisen gölten. Seinem bösen Herzen war diese Entdeckung willkommen, da sie seiner Rachgierde ein befriedigendes Mittel werden konnte; er schrieb mit verstellter Hand und ohne Namensunterschrift folgenden Brief an Don Juan:

Sennor!

Ihr habt sehr unrecht gethan, Eure Ehre, während Ihr abwesend seid, in dem alleinigen Verwahrsam einer Frau zu lassen; der Erfolg zeigt, wie wenig sie mit einem so leicht verletzlichen Dinge zu schalten weiß, oder auch mag. Des Tags scheint sie Euch entbehren zu können, aber Nachts sucht sie Euch durch Don Manuel

zu erſetzen, der ſich am früheſten Morgen wieder wegſchleicht. Macht von dieſer Nachricht welchen Gebrauch Ihr wollt, Sennor, und überzeugt Euch mit eigenen Augen, wenn Ihr nicht glauben wollt

einem Freund.

Dieſer Brief verfehlte ſeine Wirkung nicht; Don Juan gerieth außer ſich vor Eiferſucht, warf ſich in der erſten Wuth auf ſein Pferd, und kam noch vor Abend in Madrit an. Seine Hitze hatte ſich unterdeſſen abgekühlt, und ruhigerer Ueberlegung Platz gemacht, die ihm die Möglichkeit zeigte, daß ein boshafter Verläumder die Unſchuld und Tugend ſeiner Gemahlin könne angreifen wollen; er beſchloß, vorſichtig und behutſam zu Werke zu gehen. Als es ganz dunkel war, begab er ſich in die Straße, in welcher ſein Haus befindlich war, und ſtellte ſich gegenüber auf die Lauer. Er ſah wirklich einen Mann in ſein Haus ſchleichen, hinter welchem die Hausthüre ſchnell zugemacht wurde. Er ſah Licht in dem Zimmer ſeiner Gemahlin; Eiferſucht und Grimm bemächtigte ſich ſeiner aufs Neue; er fing an, heftig an die Hausthüre zu klopfen. Dies ungeſtüme Klopfen ſetzte Klara und Niſe in Furcht und Schrecken, ſie glaubten, daß es der letzteren Vormund ſei, der etwas gemerkt habe, denn Don Juan erwartete man noch nicht zurück, und ſie ließen alſo hurtig Don Manuel zu einer Hinterthüre hinaus, worauf Niſe in ihr Schlafgemach eilte, und Clara dem ungeſtüm

Klopfenden aufmachen ließ; allein nicht wenig über die unvermuthete Ankunft ihres Gemahls verwundert, ihn jedoch mit Freuden empfangend, verlachte sie heimlich ihre Furcht. Don Juan vermochte genug über sich, um sie seine Eifersucht nicht eher merken zu lassen, bis er sich völlig überzeugende Beweise ihrer Untreue verschafft habe. Er führte die vorige Lebensweise in seinem Hause wieder ein, hatte aber sorgfältige Acht auf seine Gemahlin, deren Schritte und kleinsten Handlungen er sorgfältig ausspähete. Donna Clara war zu verständig, um die Eifersucht und das Beginnen ihres Gemahls nicht zu merken, ohne daß sie indeß den Ursprung davon vermuthen konnte; sie hütete sich also sorgfältig, ihrem Gemahl in etwas Anlaß zum Verdacht zu geben, und wachte mit großer Klugheit über ihr Betragen, so daß Don Juan sehr geneigt war, seine Gemahlin für unschuldig und treu zu halten, wenn nicht ein unglücklicher Zufall diese Meinung vernichtet hätte.

Eines Abends, als Don Manuel sich nach Hause begeben wollte, wurde er ohnweit Don Juans Hauses von vier Spitzbuben angegriffen. Er setzte sich tapfer zur Wehre, allein er würde doch der Uebermacht haben erliegen müssen, da er bereits stark verwundet war, wenn ihm nicht ein unbekannter Cavalier zu Hülfe gekommen wäre, welcher durch seine Tapferkeit und Unerschrockenheit die Räuber in die Flucht schlug. Don Manuel war jedoch so heftig verwundet, daß er kaum fortkommen konnte,

und den Unbekannten bat, ihn zur nahgelegenen Wohnung seines Freundes zu geleiten, welcher Bitte sich dieser mit der größten Bereitwilligkeit willfährig erzeigte. Sie kamen in Don Juans Hause an, wo gleich alle Diener des Hauses sich um ihn versammelten, ihm alle mögliche Hülfe zu leisten; auch Don Juan und Clara kamen herzu, als sie den Unfall Don Manuels vernahmen; und als Donna Clara des Fremden, von welchem Don Manuel gehalten wurde, ansichtig ward, fiel sie in eine heftige Ohnmacht. Die Umstehenden schrieben dies dem Widerwillen zu, welcher viele Damen ergreift, wenn sie Blut sehen, Don Juan aber war sehr geneigt, eine zärtliche allzu nahe Anhänglichkeit an Don Manuel darin zu finden, worüber seine Eifersucht, um einen hohen Grad vermehrt, wieder ihre Stelle einnahm.

Allein Clara's Ohnmacht hatte eine ganz andere Ursache: der Fremde war Niemand anders als Don Fabio, welcher aufs Neue in sein Vaterland zurückgekehrt war, und welchen Clara auf den ersten Blick als ihren einzigen todt geglaubten Geliebten erkannt hatte. Auch er hatte sie erkannt, allein in der allgemeinen Bestürzung und Beschäftigung, worin Alle waren, gab Niemand auf ihn Acht. Man brachte Don Manuel, nachdem man seine Wunden verbunden hatte, nach Hause, und Clara auf ihr Bette, die, den bittersten Schmerzen hingegeben, in eine langwierige Krankheit verfiel. Nur Rise, ihre geliebte Rise, war die Vertraute ihrer wahren Leiden und ihrer

Kummers, sie pflegte sie und wich selten von ihrem Lager. Don Manuels Wunden waren bald wieder geheilt, und er besuchte Clara um so mehr, da er seine geliebte Nise dort fand. Don Fabio, welcher unterdessen sein vertrauter Freund geworden war, wollte Madrit wieder verlassen, und ließ Clara durch Don Manuel bitten, ihm zu vergönnen, daß er sie noch einmal sehen dürfe, um Abschied von ihr zu nehmen, welches sie ihm aber nicht gestatten wollte, sondern ihm deswegen folgenden Brief schrieb:

Sennor!

Ich empfehle Euch dem besondern Schutz der heiligen Jungfrau, die es mir verzeihen möge, daß ich einst von ihrem Altar meine Blicke von ihr weg zu Euch richtete. Ich büße es hart genug in allen den Hindernissen, die von je her meiner heißen Liebe entgegenstanden. — Dringet nicht darauf, Geliebter, mich noch heute Abend zu sehen, denn es würde meine Leiden nur vermehren, und das Feuer meiner Liebe, das mich verzehrt, noch heftiger entzünden, und meinen Tod, der wahrscheinlich nicht mehr fern ist, eher herbeiführen. Bestehet Ihr aber darauf, so werde ich es Euch verstatten, und sollte es mir auch das Leben kosten, als die letzte Gunst, die Euch meine Liebe, in diesem Leben, noch gewähren kann. Zum Andenken sende ich Euch meinen Schleier; es ist derselbe, den ich hatte, als Ihr

mich zuerſt erblicktet, durch den ſo manches Mal meine Blicke drangen, um Euch zu ſuchen, und der mit dem zärtlichen Sonett, welches Ihr einſt auf ihn ſchriebt, und das in meinem Gedächtniß ewig ſtehen wird, wie ein Heiligthum bei meinem köſtlichſten Schmuck verwahrt lag. Im Kleinen giebt die Liebe oft Großes; möge er Euch ein Beweis ſein der ewigen Liebe Eurer

ſterbenden Clara.

Dieſen Brief, auf welchem ſich weiter keine Aufſchrift befand, wickelte Clara in ihren Schleier, und gab ihn einem Diener, um ihn Don Manuel zu bringen, der ihn an Don Fabio würde gelangen laſſen. Auf der Treppe begegnete der Diener ſeinem Herrn, Don Juan, welcher ihn fragte, wo er hin wolle? worauf der Diener ihm antwortete: er habe etwas von ſeiner Gebieterin an Don Manuel zu bringen. Don Juan ließ ſich, vom heftigſten Argwohn ergriffen, das Päckchen geben, öffnete es, und las den Brief, den er an Don Manuel geſchrieben glaubte. Nun erreichte ſeine Wuth den höchſten Grad, er ſah in Clara's Brief den überzeugendſten Beweis ihrer Untreue, und rannte, in der heftigen Aufwallung ſeines Zorns, wie ein Wahnſinniger in Donna Clara's Gemach, die nach vielen ſchlafloſen Nächten in einen leichten Schlummer gefallen war, weswegen ſich ihre Wärterinnen entfernt hatten. Don Juan fiel mit der unbarmherzigſten Grau-

ſamkeit über die Unglückliche her, riß ſie mit vielen Schmähungen aus dem Bette auf die Erde, wand den Schleier zum Strick, und ſchlang ihn um Clara's wunderſchönen Hals, und erwürgte das unglückſelige Weib. Er ließ ſie auf der Erde liegen, und ſagte zu ihren Dienerinnen, man ſolle ſeine Gemahlin nicht ſtören, und Niemand eher in ihr Gemach gehen, bis ſie rufe, oder die Klingel ziehe, worauf er aus dem Hauſe ging, um Don Manuel aufzuſuchen, dem er ebenfalls den Tod geſchworen hatte. Jedoch kam Clara's Dienerinnen der Gemüthszuſtand Don Juans, deſſen Heftigkeit er nicht ganz verbergen konnte, verdächtig vor, und eine davon blickte durch das Schlüſſelloch, und ſah Donna Clara auf der Erde liegen; erſchrocken rief ſie die andern herzu, die, als ſie ihre Gebieterin erdroſſelt fanden, ein fürchterliches Geheul und Wehklagen über dieſe Mordthat erhoben, wovon bald das ganze Haus erfüllt war. Der Lärm verbreitete ſich in der Nachbarſchaft, und viele Leute waren um Don Juans Haus verſammelt, als der Corregidor da vorbei kam und ſich nach der Urſache des Auflaufs erkundigte, und als er die tragiſche Geſchichte vernommen hatte, ſchickte er gleich einige Leute ab, um Don Juan aufzuſuchen. Dieſer war eifrig bemüht, Don Manuel zu ſuchen, welcher ihm unglücklicherweiſe auf der Straße begegnete, und wüthend von ihm angefallen wurde. Don Manuel vertheidigte ſich, ſo viel es der Ungeſtüm ſeines Gegners, den er ſich auf keine Weiſe erklären konnte, zuließ, als die abgeſchickte Wache

des Corregidors ankam, und den Kampf mit Gewalt hemmte, und Don Juan, den man für wahnsinnig hielt, in Verhaft nahm. Da er sich von der Wache umgeben sah, und in diesem Augenblick vielleicht der Spruch eines Richters in furchtbarer Gestalt vor ihn trat, so kehrte er die Spitze seines Degens gegen sich selbst, und rannte sie sich durch den Leib, daß er im Kreis, den die Wache und herbeigelaufenes Volk um ihn zog, todt zu Boden stürzte.

Don Fabio hatte von allem diesem nichts vernommen, und war in Unschlüssigkeit, ob er Clara noch sehen und ihr Lebewohl sagen dürfe, da er auf seine Bitte keine Antwort erhalten hatte. Er ging zu Nise, welche sich wieder im Hause ihres Vormunds befand, und bewog sie, mit ihm zu Donna Clara hinzugehen. Sie kamen in ihrem Hause an, in welchem eine grause Todtenstille herrschte, kein Diener war zu sehen, und Nise ging geraden Weges nach Clara's Schlafgemach, um ihr den Abschiedsbesuch Don Fabio's zu melden, während dieser im Vorzimmer wartete. Aber von welchem Schrecken und Entsetzen ward Nise ergriffen, da sie ihre Freundin als Leiche auf einem Ruhebette erblickte, um welches viele helle Kerzen brannten! Sie stieß einen lauten Schrei der Angst und des Entsetzens aus, auf welchen Fabio hereindrang, der nicht weniger über den unerwarteten Anblick erschrak, und vo. Schmerz beinahe außer sich gerieth. Nise faßte sich zuerst wieder, und rief eine Dienerin, von welcher sie sich die

näheren Umstände von Clara's schnellem Tode erzählen ließ, und als sie die gewaltsame Art ihres Todes hörte, schöpfte sie einige Hoffnung, sie wieder ins Leben zurückrufen zu können. Sie ließ schleunig einen Arzt holen, indem sie unterdessen verschiedene reizende Mittel anwandte, und die Leiche mit wollenen Tüchern reiben ließ. Durch ihre und des herbeigekommenen Arztes Bemühung wurden zu ihrer großen Freude einige Zeichen des Lebens sichtbar; bei diesem glücklichen Erfolge setzten sie ihre Bemühung in Anwendung aller nur ersinnlichen Mittel fort, und zur unaussprechlichen Freude aller Anwesenden und des ganzen Hauses erwachte Clara endlich, in Nisens Armen, wie aus einem tiefen Schlafe.

Clara glaubte schwer geträumt zu haben, und lange währte es, bis sie zur völligen Besinnung dessen kam, was mit ihr vorgegangen war, daß sie die Begebenheiten in ihrer Folge an einander reihen konnte. Ihr Erwachen zum neuen Leben in den Armen der Freundschaft war zu schön, als daß es ihr nicht hätte lieb sein sollen, um so mehr, da durch Don Juans Tod ihr die schöne Aussicht zu einem glücklichern Leben eröffnet ward.

Ein Jahr nachher, an dem Tage, an welchem Don Manuel und Nise ihre Verbindung öffentlich kund thaten, die den Augen der Welt bisher noch immer unbekannt gewesen war, wurde Clara Don Fabio's Gattin. Beide Familien lebten im schönsten Einverständniß, und machten

gleichsam nur Eine Familie aus, welche noch von manchem Jahr, im Genusse des Glücks, welches Liebe, Freundschaft, Tugend und Einigkeit giebt, als glückliche Gatten, treue Freunde und frohe Eltern begrüßt wurden.

Herr Thomas Brown und seine Nachbarn.

Erzählung.

Herr Thomas Brown, ein reicher Fabrikherr, lebte mit seinen beiden Töchtern in einer kleinen Stadt, in der Nähe Londons, mit aller Bequemlichkeit und Sicherheit, die der Reichthum nur gewähren kann. Er bewohnte ein schönes Haus in einer der vorzüglichsten Straßen, welches auf englische Weise, die nämlich das Bequeme und Behagliche mit dem Schönen und Geschmackvollen zu vereinigen strebt, aufs Beste eingerichtet war. Dabei befand sich ein großer, wohlangelegter Garten, voll der mannigfaltigsten Blumen, und ergiebig an dem vorzüglichsten Obste, mit dessen Cultur sich Herr Brown mit großer Lust und Liebhaberei in seinen Nebenstunden beschäftigte; sein alter Diener Lucas, schon seit vielen Jahren bei ihm, verrichtete nach der Anweisung seines Herrn die gröbere Arbeit. Ein zweiter Diener und noch einige weibliche Dienstboten machten den ganzen Haushalt aus, welchem Minna, die älteste Tochter, mit großer Ordnung vorstand.

Nebenan wohnte eine alte Wittwe; an ihrem Hause befand sich ebenfalls ein Garten, welcher von dem des Herrn Brown nur durch eine nicht sehr hohe Bretterwand geschieden ward. Sie war eine hochbetagte Frau, kam

ſelten aus ihrem Zimmer und kümmerte ſich gar nicht um ihren Garten, der ſchon ſeit mehreren Jahren ganz verwildert lag. Die Fußſteige waren mit Gras überwachſen, Himbeeren und Johannisbeeren wuchſen unbeſchnitten luſtig empor, und hingen ungeſtört über die Planke in den Garten des Herrn Brown hinein; denn da gerade dieſe Seite gegen Süden lag, neigten ſich alle Bäume und Geſträuche dahin. Beſonders hatte ſich ein ſchöner Apfelbaum, der dicht an der Planke ſtand und die vortreffliche Sorte Gravenſteiner Aepfel trug, ganz herüber gebogen, ſo daß die meiſten und ſchönſten Aepfel immer in Herrn Browns Garten hingen, endlich herabfielen und entweder von dem Geſinde aufgeleſen wurden oder unbeachtet auf der Erde liegen blieben.

Die alte Wittwe ſtarb und ihr Haus und Garten erhielt einen andern Beſitzer. Der Zollverwalter Hobſon ward der Nachbar des Herrn Brown; er war Vater von drei Söhnen, wovon der Aelteſte abweſend, die beiden Jüngeren noch zwölf- und vierzehnjährige Knaben waren. Er war kaum eingezogen, als Herr Brown ſchon ſehr unangenehm die gewohnte Stille im Nachbarsgarten vermißte. Die Knaben, lebhaft und munter, in ziemlicher Ungebundenheit aufwachſend, trieben im Garten ihr Weſen, lärmten, ſchrieen, warfen ſich mit Bällen und unreifem Obſte, guckten neugierig über die Planke und kletterten zuweilen mit großer Behendigkeit darauf herum. Wenn ſie gar mit Bolzen oder Blaſeröhren nach den

Vögeln schossen, geberdete sich Herr Brown, als wenn er seines Lebens nicht mehr sicher wäre. Er war ungemein mißmuthig und verstimmt hierüber; sein Garten gewährte ihm Erholung und Befriedigung einer harmlosen Liebhaberei, und mit einem Mal sah er diese durch die neue Nachbarschaft verbittert.

Als nun der Zollverwalter Hodson dem Herrn Brown einen Nachbarsbesuch abstattete, nahm ihn dieser sehr kalt, ja beinahe unhöflich auf, und fing gleich an, sich über dessen ungezogenen Söhne zu beschweren. Der Zollverwalter hatte diesen Empfang nicht erwartet; die natürliche und offene Höflichkeit, womit er Herrn Brown und seinen Töchtern entgegengekommen war, verschwand, mit Kälte und Achselzucken bedauerte er, dem nicht abhelfen zu können, indem man Knaben nicht in solcher Einschränkung halten dürfe, sondern ihnen vielmehr einigen freien Spielraum vergönnen müsse. Und da Herr Brown eigentlich über keinen ihm absichtlich zugefügten Schaden, noch sonstige Beleidigung zu klagen hatte, so zeigte er ihm mit einiger sarkastischen Laune das Unstatthafte seiner Beschwerde, berief sich auf das Recht, das Jedem verstatte, innerhalb seines Hauses und Bezirks nach Belieben zu schalten, und verließ Herrn Brown und seine Töchter mit einer Miene, die kein anderes Benehmen für die Folge hoffen ließ.

Minna meinte gegen ihren Vater: er hätte den Zollverwalter mit Freundlichkeit, wenigstens höflicher auf-

nehmen müssen, sich nicht mit solcher Bitterkeit gegen dessen Kinder auslassen sollen, die freilich wilde, aber keineswegs bösartige Knaben seyen; denn nur auf dem Wege der Zuvorkommenheit und Güte ließe sich hier etwas ausrichten. Aber Herr Brown, der sonst von dem Verstande seiner Tochter eine hohe Meinung hatte und sich manchmal von ihr leiten ließ, fuhr diesmal sehr ärgerlich auf. „Was?" rief er, „ich soll mich wohl noch bedanken, daß die ungezogenen Buben mit ihrem ungeschickten Werfen mir den größten Schaden anrichten! Wie viele Mistbeetfenster sind schon zerspalten; mußte ich nicht den Nelken einen andern Stand geben lassen, der ihnen aber bei weitem nicht so gedeihlich ist? Flog nicht noch gestern ein unreifer Apfel herüber, gerade auf den schönen Cactus, den ich nach langer Pflege endlich zum Blühen gebracht habe, und zertrümmerte die Pracht von Blume, die herabgefallen im Staube lag, daß ich und Lucas hätte Thränen weinen mögen! Zu allem diesem soll ich ein freundlich Gesicht machen?"

Die Sache wurde auch um nichts besser; denn obgleich der Zollverwalter Hobson seinen Söhnen ein ruhigeres Betragen empfohlen hatte, so war er doch selbst wenig zu Hause, und es blieb den Knaben überlassen, wie weit sie der Ermahnung Folge leisten wollten. Mit unsäglichem Verdruß und Aerger ertrug Herr Brown die neue Nachbarschaft, und ging in seiner Gehässigkeit so weit, daß er jeden kleinen zufälligen Unfall, vielleicht von

Wind oder Regen veranlaßt, ihr zuschrieb. Hatte sich unglücklicher Weise eine Staude von ihrem Stabe gelöst, oder war eine Blüthe früher abgefallen, als er erwartet, so mußten es gewiß Hobsons Kinder gethan haben, worin ihn denn Lucas, der beschränkt und einseitig die Sache seines Herrn ergriff und sein Mißvergnügen theilte, gewiß bestärkte. Hobson ließ seinen Garten in Ordnung bringen, die Bäume beschneiden und die überhangenden Johannis- und Himbeergesträuche sorgfältig herüber ziehen und aufbinden. Obgleich nichts natürlicher als dieses Verfahren war, so behauptete doch Herr Brown, sich einmal von daher nichts Gutes mehr vermuthend, es geschähe, ihn zu ärgern. Auch mit dem Apfelbaum wurde der Versuch gemacht, jedoch vergebens; die großen und starken Aeste waren nicht aus ihrer Richtung zu bringen und widerstanden in unbiegsamer Gewalt allem Binden mit starken Stricken. Herr Brown sah dem vergeblichen Bemühen mit nicht geringer heimlicher Freude zu, und setzte sein Wort zum Pfande, Hobson solle fürs Erste keinen von den Aepfeln zu schmecken bekommen; denn da sie alle nach seinem Garten hingen, behauptete er, sie ständen ihm rechtmäßiger Weise zu.

Der Baum trug in diesem Jahr nur wenig Früchte, und hatte etwa ein Dutzend, jedoch besonders schöne und große Aepfel in der Krone hängen. Schon waren sie beinahe reif und lachten golden und lockend in den Zweigen, als eines Morgens sich Herr Brown im Garten befand

und vernahm, wie der Zollverwalter Hobſon, ebenfalls in ſeinem Garten, mit ſeinen Söhnen ſprach, und ihnen nachdrücklich verbot, auf den Baum zu klettern, um die Aepfel zu pflücken, indem er ſchon einen Mann beſtellt habe, der am Nachmittage mit einer Leiter kommen ſolle, um ſie abzunehmen. — Er hatte ſich kaum entfernt, als Herr Brown, voller Freude, dem Nachbar auch einmal etwas Verdrießliches zufügen zu können, mit Hülfe des Lucas den Baum aufs Heftigſte ſchüttelte, bis alle Aepfel herabgefallen waren und in ſeinem Garten auf der Erde lagen. Mit Triumph und befriedigter Rache ſchaute er bald auf die herabgefallenen Früchte, bald nach dem Baum, ſorgfältig ſpähend, ob auch keiner mehr hängen geblieben ſey, und gebot dann ausdrücklich Allen im Hauſe, keinen einzigen davon aufzunehmen, ſondern ſie auf der Erde verfaulen zu laſſen, damit nicht etwa der Herr Zollverwalter Hobſon meine, es ſey ihm um einige lumpige Aepfel zu thun!

Als der Zollverwalter am Abend nach Hauſe kam, klagten ihm die Kinder und die Haushälterin mit großem Lärm und mit heftiger Erbitterung das ihnen zugefügte Unrecht, indem von Seiten des Herrn Brown alle Aepfel abgeſchüttelt worden wären. — Der Zollverwalter Hobſon, ein wackerer und verſtändiger Mann, erwiederte gelaſſen: „Je nun, Kinder, verlohnt es ſich denn der Mühe, um einige Aepfel einen ſolchen Lärm zu erheben? Wahrſcheinlich hat das Geſinde ſich darüber hergemacht; ſeyd nur

ruhig, Ihr könnt Euch morgen ein ganzes Maaß kaufen!" — „Nein, nein!" schrie die Haushälterin; „ich habe Herrn Brown mit seiner weißen Nachtmütze selbst gesehen, wie er mit eigener Hand den Baum schüttelte, daß die Planke davon erbebte! Der Spitzbube, der kahlköpfige Lucas, der sich immer über unsern Garten aufhält, und mir neulich Kohlstrünke herüber warf, indem er rief: „Da habt Ihr Gemüse, Ihr habt doch nichts in Euerm Garten!" der stand auch dabei, und half, und lachte schadenfroh darüber!" — „Nicht doch, nicht doch, Frau Kitty!" erwiederte Hobson; „Sie irrt sich, die Herrschaft weiß gewiß nichts davon. Herr Brown ist ein reicher Mann, dem es wahrlich nicht auf einige Aepfel ankömmt; der Lucas hat uns wohl allein den Possen gespielt!" — „Laß der Herr mich zu Herrn Brown gehen", erwiederte Kitty, „und nach den Aepfeln fragen, dann werden wir schon hören!" — „Gut!" sagte Hobson zu dem ältesten Knaben, „so gehe Du hin, Robert, und bringe eine höfliche Empfehlung von Deinem Vater, und frage, was es mit den Aepfeln für eine Bewandniß habe? — und nach Beschaffenheit der Umstände, wenn Herr Brown sie Dir gutwillig geben will, magst Du sie Dir ausbitten; aber sey nur ja höflich!"

Der Knabe brachte, wie ihm sein Vater geheißen hatte, sein Anliegen mit vieler Bescheidenheit vor; aber Herr Brown fuhr ihn grob und heftig an, und rief, indem er den Kopf mit verächtlicher Miene in die Höhe

warf: „Was kümmern mich Eure elenden Aepfel, ich lese kein abgefallenes Obst auf! Uebrigens habt Ihr auch keine Ansprüche daran zu machen!“ — „Keine Ansprüche, Herr Brown?“ erwiederte der Knabe; „ist es nicht unser Baum?“ — „Mach' Er sich nicht breit, junger Herr!“ schrie ihm nun Herr Brown zu, „sonst werd' ich Ihm etwas Anderes weisen. Ich kenne Ihn schon als einen ungezogenen, unnützen Buben!“ — Der Knabe, seines Vaters Ermahnung eingedenk, entfernte sich schweigend, und als er diesem die Worte des Herrn Brown überbrachte, erwiederte dieser unmuthig: „Was soll man mit dem Grobian anfangen? Am besten ist es, Streit zu vermeiden; geht ihm aus dem Wege und laßt die Sache auf sich beruhen.“

Die Knaben und die Haushälterin wagten es nicht, weiter etwas darauf zu erwiedern; jedoch konnten sie das ihnen zugefügte Unrecht und den Schimpf nicht verwinden, und es war ihnen nun wirklich mehr um ihr, in ihrer Meinung gefährdetes Recht, als um die Aepfel zu thun. Als des andern Morgens der Zollverwalter ausgegangen war, kletterten die Knaben auf die Bretterwand, und sahen die Aepfel alle am Boden liegen. Bald kamen sie voller Freude wieder zurück, mit Stöcken versehen, an welche sie Gabeln festgebunden hatten, mit denen sie versuchten, von der Planke herab die Aepfel aufzuspießen. Minna und ihre jüngere Schwester Jenny sahen dem Beginnen der Kinder aus einem Fenster des Hauses zu und

konnten sich des Lachens über die muthwilligen Knaben nicht enthalten. Schon war es ihnen gelungen, einige zu erhaschen, welche sie der Frau Kitty, die ungesehen hinter der Planke stand, in die Schürze geworfen hatten, als Lucas, der im Garten arbeitete, ihrer ansichtig wurde, und durch sein Geschrei Herrn Brown, der sich in einem andern Theil des Gartens befand, herzu rief. Herr Brown kam eilends, tobte, schimpfte und versuchte, den Knaben zu wehren. Er war so glücklich, von einer Gabel einen aufgespießten Apfel wieder abzureißen, als ihm die Gabel unversehens in die Perrücke fuhr, diese vom Kopfe riß und in den Apfelbaum schleuderte, woselbst sie auf einem Zweige, sich wie ein Vogel wiegend, hängen blieb. Dem Lucas fuhr eine Gabel durch den Hemdeärmel und schlitzte ihn der Länge nach auf, daß sein ganzer nackter Arm zum Vorschein kam. Es entstand ein hitziges Gefecht, wobei zum Glück Niemand verwundet wurde; denn als Lucas Spaten und Harke ergriff, um einzuhauen, retirirten die Knaben und räumten das Schlachtfeld, zufrieden, die Hälfte der Aepfel erbeutet zu haben. Lucas hieb aber so tapfer mit der Harke nach ihnen ein, daß er an der Planke drei starke eiserne Zähne abbrach.

Herrn Browns Entrüstung stieg aufs Höchste. In seiner leidenschaftlichen Hitze erschien ihm dies als ein offenbarer Raub, als ein strafbarer Einfall in sein Gebiet. Er schickte sich nun an, den Zollverwalter Hobson gerichtlich belangen zu lassen. Minna stellte ihm abermals sehr

eindringlich vor: wie solche Kindereien keinen hinreichenden Grund zu einer Klage gäben, die, wie sehr ihm auch empfindlich, doch vor einem unparteiischen Richter kaum der Bestrafung würdig erscheinen mußten, und bat ihren Vater inständigst, sich um ein Dutzend Aepfel doch nicht ins Gerede der Stadt zu bringen, noch sich in Sorge und Kosten zu setzen. Es war Alles vergeblich; Herr Brown wurde nur aufgebrachter, und gebot Minna und Jenny, welche auch mitsprechen wollte, zu schweigen. Er eilte zu seinem Anwalte, einem Rechtsgelehrten, dessen Hülfe er in andern Fällen schon gebraucht hatte. Dieser entwarf eine Klage, die jedoch auf weiter nichts, als auf Abpflückung des dem Herrn Brown zuständigen Obstes von Seiten des Herrn Zollverwalters Hobson lautete, und war von dem besonnenen und klugen Manne auch nur in sehr mäßigen und schonenden Ausdrücken abgefaßt. Herr Brown war nicht ganz zufrieden damit; nach Rache dürstend hätte er seinen Feind der ärgsten Dinge, des Raubes und Diebstahls, anklagen mögen, wovon ihm jedoch der Rechtsgelehrte abrieth, und abzuwarten empfahl, was hierauf erfolgen würde.

Die Klage ward bei dem Friedensrichter eingereicht; da jedoch der Zollverwalter Hobson als ein in jeder Hinsicht vortrefflicher und verständiger Mann in der Stadt bekannt war, und von dem Richter besonders geschätzt wurde, so ließ er ihn nicht förmlich vorladen, sondern nur freundschaftlich zu sich entbieten; er theilte ihm die

eingereichte Klage mit, und fragte ihn, was er darauf zu erwiedern habe. — Hobſon war ſehr verwundert und erwiederte dem Friedensrichter: er wiſſe nicht, daß dem Herrn Brown, weder von ſeinen Kindern, noch ſeinen Leuten, Obſt abgepflückt worden ſey, da die im Streite ſtehenden Aepfel auf einem Baume wüchſen, der zu ſeinem Garten und folglich ihm gehöre. Allein der Friedensrichter zeigte dem Zollverwalter ein ſchon ſeit längerer Zeit erlaſſenes Polizeigeſetz, des Inhalts:

„Jeder Land- und Gartenbeſitzer iſt befugt und ermächtigt, alle in ſein Gebiet oder ſeinen Garten über Mauern und Planken überhängenden Zweige und Aeſte zu ſchneiden und zu kappen, ſo ſie ihm hinderlich ſind; oder ſich auch der darauf wachſenden Blumen, wie auch des Obſtes, nach Gutdünken zu bedienen und zu pflücken, auch alle Früchte und Blumen, welche über Planken, Mauern oder Hecken, in ſeinen Garten fallen, als ſein unbeſtrittenes Eigenthum anzuſehen u. ſ. w.“

Der Zollverwalter Hobſon verſicherte, von dieſem Geſetz auch nicht das Mindeſte gewußt zu haben, entſchuldigte ſich, wie ſehr es ihm leid thue, Herrn Brown in dieſer Sache zu nahe getreten zu ſeyn, verſprach, für die Folge das Geſetz auf das Gewiſſenhafteſte zu achten, indem der Apfelbaum weder von ihm, noch den Seinigen hinfort berührt werden ſolle. „Jedoch“ — fügte er hinzu — „werden Sie mir zugeben, daß es ein ſonderbares Geſetz iſt, welches mir den Gebrauch meines Eigenthums

untersagt, wodurch ich der besten und beinahe einzigen Früchte meines Gartens beraubt werde." — „Es mußte", erwiederte der Friedensrichter, „etwas Bestimmtes für solche Fälle festgesetzt werden, um mannigfachen Streitigkeiten zuvorzukommen. Der Baum ist übrigens Ihr unbestrittenes Eigenthum, und wollen Sie ihn abhauen lassen, um nicht den Verdruß zu haben, die Früchte Ihres Baumes dem widerwärtigen Nachbar zufallen zu sehen, so verbietet Ihnen dies kein Gesetz." — „Da sey Gott vor!" rief der Zollverwalter, „daß ich bloß aus Rache und Neid das Leben eines so gesunden und edeln Baumes zerstören sollte! Mag er sich immerhin von mir weg und Herrn Brown zuwenden, was kann er am Ende für seine Richtung? Er fühlt sich hingezogen, wo ihm das meiste Sonnenlicht mit belebender Wärme zu Theil wird, wer wollte ihm das mißgönnen?" — Dem Herrn Brown wurde angezeigt: daß der Herr Zollverwalter Hobson lebhaft bedaure, aus Unkunde des Gesetzes dem Herrn Brown Veranlassung zur Klage gegeben zu haben, und für die Folge bemüht seyn werde, jedem ferneren Anlaß dazu auszuweichen.

Herr Brown und sein Lucas waren wenig zufrieden mit dieser Genugthuung; der Zollverwalter schien ihnen viel zu leicht weggekommen zu seyn. Nach ihrer Meinung hätte ihm ein Schadenersatz für des Gärtners zerrissenen Hemdärmel und demüthige Abbitte wegen zugefügter Beleidigung müssen zuerkannt werden. — Die Feindselig-

keiten hörten zwar auf, zumal da der Winter mit rauher regnigter Witterung eintrat und den Aufenthalt im Garten nicht mehr verstatten wollte; die feindselige Stimmung dauerte jedoch fort. Man grüßte sich nicht, wenn man sich auf der Straße begegnete oder unter den Fenstern vorüberging; die Dienstboten sahen sich mit höhnischen Blicken von der Seite an und verfolgten sich hinter dem Rücken mit Stichelreden; denn zu offenbarer Fehde durften sie nicht wagen, es kommen zu lassen, da der Zollverwalter von seiner Seite, bei Androhung augenblicklicher Verabschiedung, jede Zänkerei mit den Nachbarn untersagt hatte, und Minna gleichfalls an ihre Leute den Befehl hatte ergehen lassen, Frieden zu halten; aber Herr Brown machte bei jeder Gelegenheit, wenn auch nur gegen seine Töchter, seinem Unmuthe Luft. An dem Zollverwalter Hobson und seinen Söhnen ließ er kein gutes Haar, und selten ging der Eine oder der Andere an seinen Fenstern vorüber, ohne daß er nicht einen Spitznamen von Herrn Brown erhielt, oder durch Schmähung und Hohn übel zugerichtet wurde. Zugleich ließ er sich dann öfters in bittere Klagen aus, wie ihm alle Luft und Freude an seinem Garten durch diese Leute so verbittert würde, daß er sich gar nicht wie sonst zum künftigen Frühjahr freuen könne.

Die Hälfte des Winters war verflossen, das Weihnachtsfest mit seinen rührenden und kindlichen Freuden erschienen. Schnee und Eis bedeckte Alles rings umher,

und rauhe Kälte wollte noch nicht die Ahnung eines kommenden Frühlings zulaſſen; nur im Wohnzimmer des Herrn Brown war man verſucht zu glauben, daß er ſchon eingezogen ſey. Er hatte ſeine Töchter mit Schönen Geſchenken überraſcht, unter dieſen auch mit einer prächtigen Blumenflor aus ſeinem Treibhauſe, die aufs Schönſte an den Fenſtern prangte. Hohe Bäume des gelben wohlriechenden Jasmins und der perſiſchen Syringa, unter dieſen die kleinen frühen Tulpen mit den brennenden Farben, Duc van Toll genannt, Jonquillen, Tazetten, die zarten Hyazinthen in mannigfaltigen Farben und Gattungen, die königliche Amarillis in hochrother Glut, das liebliche Maiglöckchen, die beſcheidene Reſeda, die grünblätterige Veltheimia und die freundlichen Monatsroſen, Alles dies, ſinnig und mit Geſchmack von Minna geordnet, die Töpfe mit grünem Mooſe bedeckt, bildete den erfreulichſten und erquicklichſten Anblick, ſowohl im Zimmer, als auch von der Straße her; und nicht ſelten geſchah es, daß Vorübergehende, trotz der Kälte, vor den Fenſtern ſich aufhielten, und, den ſchönen Blumenflor betrachtend, ihr Wohlgefallen äußerten, was Herr Brown immer mit inniger Freude vernahm, denn er that ſich nicht wenig auf ſeine Blumenzucht zu Gute.

Eines Morgens ſaß Minna, mit einer Arbeit beſchäftigt, hinter den Blumen; ein junger Mann, von edlem und anſtändigem Aeußern, ſtand eine Weile davor, und ſchien ſehr aufmerkſam die Blumen zu betrachten.

Minna erhob sich, und indem sie den jungen Mann gewahr wurde, erröthete sie, worauf er höflich grüßend sich entfernte. „Wer ist der Mensch?“ fragte Herr Brown seine Tochter. — „Es ist“, erwiederte Minna zögernd, indem sie sich bückte, ein Knäulchen Baumwolle aufzunehmen — „es ist der junge Doctor Hobson, der älteste Sohn unsers Nachbars, des Zollverwalters, der seit Kurzem von einer Reise zurückgekommen ist.“ — „So?!“ rief Herr Brown ärgerlich; „nun das fehlt noch, daß die saubere Gesellschaft sich da vermehrt; mir graut ohnehin vor dem Spektakel, der mit der guten Jahreszeit wieder angehen wird!“ — „Es soll“, erwiederte Minna, „ein sehr gescheidter und gebildeter junger Mann seyn; auch scheint er ein großer Blumenfreund, geht nie vorüber, ohne aufs Höflichste zu grüßen; der wird uns keine Ungelegenheit machen!“

Minna war ein sehr schönes Mädchen, dabei klug und geistreich und voll Güte. Mit großer Liebe und Sorgfalt erzog und bildete sie ihre jüngere Schwester, die aufknospende Jenny. Dieses, nebst der Macht und dem Ansehn der Hausfrau, deren Geschäfte ihr nach dem Tode ihrer Mutter vom Vater übertragen worden waren, gab ihrem Wesen einen Ernst und eine Würde, die ihr mit dem Ausdruck reiner Jungfräulichkeit und Jugend ungemein wohl stand. Edward Hobson hatte sie öfters im Vorbeigehen gesehen, manches Vortheilhafte von ihr gehört, und es ist wohl ausgemacht, daß er hinter den

blühenden Gewächsen die blühende Gestalt des schönen Mädchens suchte.

Bald darauf traf Minna mit dem jungen Manne auf einem Ball zusammen; er zeichnete sie sichtlich aus, unterhielt sie lange und lebhaft, und äußerte große Freude über das glückliche Zusammentreffen mit seiner schönen Nachbarin. Auch Minna sprach mehr wie gewöhnlich, und fühlte sich auf eine ihr ganz neue Weise erregt. Sie glaubte das Unrecht ihres Vaters gegen Hobsons Familie durch eine gesteigerte Höflichkeit gut machen zu müssen; auch war es ihr peinlich, zu denken, daß der junge Mann eine nachtheilige Meinung von ihrem Vater habe, der, obwohl einseitig, von beschränktem Verstande, reizbar und heftig, doch zugleich viel Herzensgüte besaß und herzlicher Liebe fähig war. Als Edward sie um die Erlaubniß bat, ihr und ihrem Vater seine Aufwartung machen zu dürfen, erwähnte sie leise und zart der Mißhelligkeit der beiden Väter. Er behandelte jedoch diese Sache sehr leicht, als etwas ganz Unbedeutendes, und trug um so eher darauf an, Herrn Brown einen Besuch abzustatten. Minna aber, welche die Erbitterung ihres Vaters gegen Hobson kannte, und einen sehr übeln Empfang für den jungen Mann fürchtete, bat ihn unverhohlen, mit seinem Besuche noch zu warten. — Die Bekanntschaft spann sich jedoch fort; sie trafen sich nun öfter auf Spaziergängen und in Gesellschaften, und nicht zu verkennen war der Eindruck, den Edward auf Minna gemacht hatte. In seiner Gegen-

wart war sie heiterer und lebhafter wie gewöhnlich, zu Hause aber, allein mit Jenny, auffallend still, einsylbig und in Gedanken verloren, und zuweilen, wenn sie sich unbemerkt glaubte, weinte sie still vor sich hin. Dem Vater entging Minna's veränderte Stimmung ganz und gar; denn mit dem schönen Frühlingswetter hielt er sich mit Lucas ganze Tage im Garten auf. Er hatte so viel zu thun, so viel anzuordnen, zu pflanzen, junge Bäume zu impfen, das Treibhaus in den Mittagsstunden zu lüften; was er Alles um so freudiger betrieb, da er von der Seite seines Nachbars auch nicht die geringste Störung erfuhr. Robert, der zweite Sohn, hatte die hohe Schule bezogen, und Harry, dem Jüngsten, schien hinsichtlich Herrn Browns die größte Ruhe und Stille zur Pflicht gemacht.

Zwischen Minna und Edward war nach und nach ein sehr inniges Verhältniß entstanden, welches sie still und geheim unterhielten. Minna hatte wenig Hoffnung, daß ihr Vater zu einer Verbindung mit dem jungen Hobson seine Einwilligung geben würde: da er noch immer sehr eingenommen gegen diese Familie schien, und nächstdem Edward, auch nicht reich und bloß auf eine noch zu erwartende Anstellung rechnend, ohne ein sicheres und hinreichendes Einkommen war. Dies bedenkend, waren sie übereingekommen, ihre Liebe geheim zu halten, bis Edward im Stande seyn würde, ernst und entschieden mit seiner Bewerbung um Minna's Hand hervortreten zu können.

Sie wußten jedoch immer Gelegenheit zu finden, ſich zu ſehen und zu ſprechen; dies wurde ihnen leicht durch die beiderſeitigen Gärten. Minna ſtieg gewöhnlich auf eine Bank und lehnte ſich über die Planke, indeß Edward, von Fliedergeſträuch bedeckt, auf einem abgehauenen Baumſtamme ſtand. In Abweſenheit der beiden Väter unterhielten ſie ſich oft ſtundenlang auf dieſe Weiſe; der Zollverwalter war ſeiner Geſchäfte wegen wenig zu Hauſe, und Herr Brown pflegte bei ſchöner Jahreszeit mit ſeinen Töchtern oft Spaziergänge zu machen, von welchen ſich jedoch Minna dieſen Sommer unter irgend einem Vorwande immer loszumachen wußte und Jenny allein mit dem Vater gehen ließ. So wurden ihr viele glückliche Stunden zu Theil, die ſie im Gefühl beglückter Liebe mit ihrem Freunde in ſüßem Geſpräch zubrachte.

Der Sommer war ihnen auf dieſe Weiſe hingeflogen; ſchon wurden die Tage kürzer, die Gravenſteiner Aepfel rötheten ſich ſchon wieder in der Herbſtſonne; im Morgen- und Abendnebel war es kühl und feucht. Noch prangte der Garten mit den ſchönſten Sommergewächſen, da viele nicht eher als mit dem eintretenden Froſt aufhören zu blühen, der dann ihr kurzes Daſeyn endet. Die Aſter, der Phlox, die Georginen ſtanden noch in üppiger Fülle und in allen Farben, nebſt vielen andern Blumen, und verwandelten gleichſam den Garten zu einem lichten Blumenhimmel. Noch waren die Tage ſchön, aber mit Bekümmerniß ſahen die beiden Liebenden dem Winter

entgegen, welcher sie einengen, in Haus und Zimmer bannen, und ihnen den süßen Umgang verkümmern würde.

An einem schönen Herbstnachmittage, da Herr Brown mit Jenny ausgefahren war, eilte Minna, wie gewöhnlich, nach dem Garten; aber lange harrte sie des Geliebten vergebens. Erst spät am Nachmittage kam er, eilig, bewegt und erfüllt mit den freudigsten Gefühlen und Hoffnungen. Ihm war ganz unerwartet die Aussicht zu einer höchst vortheilhaften und wünschenswerthen Anstellung eröffnet, ja diese war ihm beinahe schon zugesichert, so daß die beiden Liebenden ein ihnen noch fern liegendes Ziel sich plötzlich um ein gut Theil näher gerückt sahen. Sie hatten sich nun viel zu sagen, so Manches zu besprechen, Edward ihr die näheren Umstände zu erzählen, daß sie kaum auf das rauhe und stürmische Herbstwetter achteten, welches plötzlich eingefallen war. Erst als der Regen heftig herabströmte, sahen sie sich genöthigt, sich zu trennen. Das war entsetzlich, da man sich kaum getroffen und noch so viel zu sagen hatte; da bat Edward, Minna möchte über die Planke steigen und mit ihm in dem kleinen Gartenhäuschen verweilen. Minna wollte nicht; Edward bat so flehentlich, stellte ihr mit der Beredsamkeit der Liebe vor, wie sie durchaus ungesehen herüberkommen und ein Stündchen in ungestörtem Gespräche zubringen könne, daß ihr Hinübersteigen ebenfalls leicht und ungesehen wieder von statten gehen würde, da die Dämmerung schon einbräche und Niemand in der Nähe sey. Er hätte sich

ohne Weiteres dazu verstanden, zu ihr hinüber zu kommen; aber dies war keineswegs rathsam, denn ohne von Lucas oder dem übrigen Hausgesinde bemerkt zu werden, hätten sie weder nach dem Gartensaale, noch nach dem Treibhause gelangen können, um gegen den anhaltenden Regen geschützt zu seyn. Das inständige Bitten des Geliebten siegte endlich über Minna's Bedenklichkeit; sie kletterte auf die Lehne der Bank, Edward hatte auf der andern Seite eine kleine Leiter angesetzt und aufs Beste gesucht, ihr Herübersteigen zu erleichtern; aber sey es ihre Ungeübtheit, oder eine ängstliche, scheue Hast, mit welcher sie dabei zu Werke ging: sie verfehlte eine Sprosse der Leiter und glitt, jedoch sanft, ohne sich im Geringsten zu beschädigen, herunter in Edwards Arme, welche sie schützend auffingen und umschlossen. Sie eilten darauf in das kleine Gartenhäuschen, welches, mit rankenden Zweigen bedeckt, sich ganz abgelegen in einer Ecke des Gartens befand, und sie aufnahm und barg.

Alles, so glaubten die Liebenden, sey ganz unbemerkt ausgeführt worden. Es war aber inzwischen der Zollverwalter Hobson nach Hause gekommen, und hatte aus seinem Fenster den ganzen Vorgang bemerkt, der ihm keinen Zweifel übrig ließ, in welchem Verhältnisse sein Sohn mit der Tochter seines Nachbars stehe. Eine solche Entdeckung ist für das Herz eines fühlenden und liebenden Vaters immer von hoher Wichtigkeit; auch Hobson gerieth in tiefe Bewegung, um so mehr, wenn er die un-

gewisse, ja fast hoffnungslose Lage seines Sohnes bedachte, die ihn nirgends die Möglichkeit sehen ließ, daß dieser Ansprüche an die Hand eines Mädchens, wie Minna war, auf sicheren Boden begründen könne. Doch faßte er sich, überschaute und überlegte die Lage der Dinge rasch und sicher; ein glücklicher Gedanke kam ihm; er faßte seinen Entschluß, ging in den Garten hinunter, und überraschte die beiden Liebenden.

Wer malt ihr Erschrecken, als er plötzlich in das kleine Gemach trat. Man denke sich Minna, ein in der strengsten jungfräulichen Sittsamkeit und Reinheit aufgewachsenes Mädchen, ihr Gefühl, ihre Demüthigung, sich auf diese Weise, zu dieser Stunde, an diesem Ort, allein bei einem jungen Manne finden zu lassen, und gerade von dem Vater desselben, in dessen Augen sie in dem allergünstigsten Lichte hätte erscheinen mögen; sie war sprachlos und wie vom Blitz getroffen.

„Gehorsamer Diener, Miß Brown!" fing der Vater Hobson an — „ich bin ganz unendlich erfreut, Sie hier zu sehen; ich kann aber den günstigen Zufall nicht genug preisen, der meinem Sohne ein solches Glück —." — „Theuerster Vater!" unterbrach ihn Edward, indem er in tiefer Bewegung seines Vaters Hand ergriff, „mein theuerster Vater, vergeben Sie mir, daß ich Ihnen das süßeste Geheimniß meines Lebens, mein unendliches Glück, welches mir in der Liebe meiner Minna erblüht ist, so

lange entzogen habe. Der Himmel weiß, wie unzählige Mal ich im Begriff ſtand, mich Ihnen zu entdecken, aber wie ſchwer geſteht ſich etwas, wofür das Gefühl kaum einen Ausdruck zu finden vermag. Nun, da mir die vortheilhafteſte Anſtellung zugeſichert iſt, ich hoffen darf, dem Ziel meiner Wünſche nahe zu ſtehen, hatte ich mir feſt vorgenommen, Sie noch heute Abend von Allem in Kenntniß zu ſetzen, und Sie, theurer Vater, um Ihre Einwilligung zu bitten!" — „Mein Sohn!" — erwiederte Hobſon mit tiefer Rührung, deren er jedoch Herr zu werden ſtrebte — „ich weiß nun ſchon Alles, wie könnte ich anders, als Deine Wahl billigen; ich muß mich ja freuen, daß ſie auf das ſchönſte, liebenswürdigſte Mädchen gefallen iſt, welches durch ſeine Vortrefflichkeit mich für Dich das höchſte Glück hoffen läßt. Ich gebe ſie Dir" — indem er Minna bei der Hand faßte und ſie Edward zuführte — „mit meinem innigſten Segen!" — Minna hatte ſich wieder ein wenig gefaßt, und erwiederte in hoher Röthe: „Sie ſind ſehr gütig, Herr Hobſon, allein mein Vater —." — „Ihr Vater", unterbrach ſie Hobſon, „Ihr Vater hat nichts mehr über Sie zu befehlen; ſind Sie nicht über die Planke in meinen Garten gefallen, und folglich mein Eigenthum geworden?" — „Spotten Sie nicht!" erwiederte Minna weinend, „über ein thörichtes Mädchen, das durch innere Reue, Scham und Demüthigung genug für ſeine Unbeſonnenheit beſtraft iſt, und erlauben Sie, daß ich mich auf anſtändigerem Wege

nach dem Hause meines Vaters begebe!" — „Spotten?" erwiederte Hohson; „wie können Sie glauben, mein theures Kind, daß ich über einen der glücklichsten Vorfälle meines Lebens spotten könnte? Daß Sie sich aber von hier weg begeben, kann ich nicht erlauben; Sie sind mein Eigenthum, ja, ja, nach dem Buchstaben des Gesetzes mein unbestreitbares Eigenthum, und müssen von nun an hier bleiben. Kommen Sie!" fügte er hinzu, indem er ihr den Arm reichte, um sie ins Haus zu führen. Minna, betäubt, nicht wissend, was sie sagen sollte, faßte seinen dargebotenen Arm und folgte ihm nebst Edward ins Haus.

Später am Abend kam Herr Brown mit Jenny zurück. Mit ängstlichen Geberden eilte ihm auf dem Hausflur seine Dienerschaft entgegen, indem sie ihm anzeigte, daß Minna verschwunden sey, ohne daß man im Geringsten ahnen könne, wohin und auf welche Weise sie sich entfernt habe. Der Diener behauptete: zur Hausthür hinaus könne sie nicht gekommen seyn, denn er habe wie gewöhnlich darauf geachtet, und das Kammermädchen versicherte: weder ihr Hut, noch ihr Mantel sey von der Stelle, und in ihrem Hauskleide, wie sie gehe und stehe, werde sie doch nicht ausgegangen seyn. — Herr Brown war von dieser Nachricht wie vom Schlage getroffen. Seine Minna fehlte, er vermochte keinen klaren Gedanken zu fassen; Jenny fing bitterlich an zu weinen. Jetzt reichte ihm der Diener einen Brief vom Zollverwalter

Hobſon. Herr Brown öffnete ihn, beſtürzt wie er war, ganz mechaniſch und las Folgendes:

„Ew. Wohlgeboren nehme ich mir die Freiheit zu benachrichtigen, um Denſelben unnöthige Angſt zu erſparen, daß heute Dero älteſte Tochter Minna über die Planke in meinen Garten gefallen iſt, und daß ich nicht anders als den Himmel preiſen kann, der die ſchönſte Blüthe aus Herrn Browns Garten durch ein glückliches Ungefähr zu meinem Eigenthum machte; denn Ew. Wohlgeboren werden mir nicht verargen, daß ich in dieſem Falle das polizeiliche Geſetz Art. III. §. 16, welches Ew. Wohlgeboren wohl kennen und gegen mich in Anwendung gebracht haben, gleichfalls in Anſpruch nehme, und dem gemäß ſchon über Dero Tochter verfügte, indem ich ſie meinem älteſten Sohne Edward Hobſon zur Gattin beſtimmte, und bereits mit ihm verlobte. — Ich habe die Ehre, mich als Ew. Wohlgeboren ergebenſten Diener zu unterzeichnen Richard Hobſon.“

Jenny hatte kaum vernommen, wo Minna ſich befinde, als ſie ſchnell zu ihr eilte. Sie fand dieſe bei Hobſons ganz beruhigt und gefaßt; ſie erkundigte ſich gleich theilnehmend nach dem Vater und forſchte, welchen Eindruck Hobſons Brief gemacht habe. Jenny konnte ihr über Letzteres nichts ſagen, und ſo bat ſie dieſelbe, wieder zum Vater zu eilen und ihn zu bitten, daß er doch auch herüber kommen möchte.

Herr Brown wußte nicht, wie ihm geschah. Das war für seinen Kopf zu viel; er glaubte im ersten Augenblick, er oder die Leute seyen verrückt. Jenny zog ihn mit sich fort zu Hobson, der, mit dem trockensten Ernste auf seiner Behauptung beharrend, fortwährend Minna für sein Eigenthum erklärte, Herrn Brown zwar verstatten wollte, mit ihr zu sprechen, aber in der größten Entschlossenheit versicherte: er werde sie nicht aus seinem Hause lassen, und, verklagt, vor Gericht seine Rechte zu vertheidigen wissen, und sich den langwierigsten Prozeß nicht darum verdrießen lassen.

Als aber nun Minna mit leidenschaftlicher Heftigkeit sich an des Vaters Brust warf, und, unzusammenhängend genug, in Thränen und Bitten dem Vater ihre Liebe gestand, und vom Lobe Edwards überfloß, sich zwar der Unbesonnenheit anklagte, ihn aber beschwor, sich ihrem Glücke nicht zu widersetzen, durch seine Einwilligung und seinen Segen Alles wieder in ein erfreuliches Geleise zu bringen, und doch um Gotteswillen kein Aufsehen zu erregen; als auch Edward mit Ehrfurcht, Würde und Innigkeit in Herrn Brown drang und die heißeste Liebe zu Minna offenbarte, und Hobson, von Rührung überwältigt, ihm mit ruhigem Ernst mild und herzlich zusprach, ward ihm endlich klar, was man von ihm wollte. Er wurde erweicht, und versprach, die Sache zu überlegen; Minna solle indeß nur mit ihm kommen. Aber Hobson wollte sich durchaus nicht hierzu verstehen, und

wie er sagte, sein ihm kaum zugefallenes Recht nicht aus den Händen lassen; nur wenn Herr Brown sie als sein Eigenthum und als seines Sohnes Braut anerkennen wolle, könne er verstatten, daß sie, bis zu Vermählung, sich in ihres Vaters Hause aufhalte. Herrn Brown schien es hier das Gerathenste, die Bitten seines Kindes zu gewähren; er gab den Liebenden mit väterlicher Rührung seinen Segen. Edward erhielt die gewünschte Anstellung, und bald darauf wurde Minna seine Gattin. Ein Körbchen mit den schönsten Gravensteiner Aepfeln prangte bei dem Vermählungsfeste auf dem Tisch. Der Baum, früher des Streites Ursache, giebt nun den Vätern, welche die besten Freunde geworden sind, zu manchem Scherz Veranlassung, und Minna und Edward zeichnen ihn durch besondere Gunst vor allen andern Bäumen im Garten aus.

Der Schornsteinfeger.

Erzählung

nach einer wahren Begebenheit, aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

An einem schönen heitern Frühlingstage wanderte Wilhelm Gerold, ein junger Schornsteinfegergeselle, von Kehl her über die lange Rheinbrücke nach Straßburg zu. Es war Sonntag, und die Landstraße wurde durch Wagen und geputzte Spaziergänger belebt, was von einem Zustande der Ruhe, Wohlhabenheit und Heiterkeit zeugte, wodurch diese schöne ansehnliche Stadt sich vornämlich auszeichnete. Auf Gerold machte der Anblick eines so wünschenswerthen Zustandes den angenehmsten Eindruck; sein Gemüth wurde dadurch, wie auch von der lauen klaren Frühlingsluft heiter bewegt, und er überließ sich einer unbestimmten Freude und Hoffnung.

In der Nähe der Stadt, vor dem Metzgerthore*), ließ er sich auf einer grünen Ebene nieder, unter einem Baum, dessen schwellende Knospen erst später den gewünschten Schatten zu geben versprachen, indem er sein bepacktes Felleisen neben sich hinwarf, um einige Zeit auszuruhen, da zum Einwandern in die Stadt der Nachmittag noch lang genug war. Er saß eine Weile und

*) Später hieß es das Dauphinthor und jetzt das Austerlitzerthor.

vergnügte sich bald an der schönen Gegend, bald an den vorübergehenden Spaziergängern, die sich nach allen Richtungen hin verbreiteten, und worunter besonders so viele schöne Mädchen, die nach nationaler Weise ihr Haar in Zöpfe geflochten und aufgebunden trugen, und im elsaßer Dialekte plaudernd und schäkernd an ihm vorübergingen. Vor Allem aber ergötzte ihn der Anblick des herrlichen Münsterthurms, der die Häuser der Stadt in alterthümlicher Majestät überragte. Sein Herz schwoll vor Entzücken bei dem Gedanken, daß er das hohe Riesengebäude, von dem er schon oft in der Fremde gehört hatte, nun bald näher sehen und besteigen könne.

Er hatte eine gute Weile daselbst gesessen und war eben im Begriff, sein Felleisen wieder aufzunehmen, als er zwei stattliche Herren im Gespräch begriffen an sich vorübergehen sah. Es war Herr Philipp Friedrich Kuntz, ein schöner ansehnlicher Mann mit hellem offenen Gesichte, nebst seinem Freunde, dem Herrn Christian Lamb, ein langer hagerer Mann von mehr strengem und ernstem Aeußern. Beide Bürger der Stadt Straßburg und damalige Rathsherren, welche von einem Spaziergang jetzt nach der Stadt zurückkehrten, als Gerold bemerkte, wie dem einen von den beiden Herren seine schwere silberne Schuhschnalle in den Sand entfiel.

„Heda!“ rief Gerold ihnen nach; „Herr, Ihr habt Eure Schnalle verloren!“ und wies mit seinem Wanderstabe nach der Stelle hin, wo sie lag.

Kuntz nahm sie wieder auf, dankte dem ehrlichen Handwerksburschen, griff in die Tasche, langte ein Biesel*) heraus und hielt es ihm hin.

„Ich danke Euch!“ sagte Gerold verneinend, indem er sein Felleisen aufpackte: „behaltet nur, Euer Dank ist mir schon genug!“

„Ei nehmt nur, wackerer Gesell!“ erwiederte Kuntz; „ohne Euch hätte ich meine Schnalle wohl nie wieder gesehen; wer weiß, ob ein anderer Finder wohl so ehrlich gewesen wäre!“

„Nun,“ erwiederte Gerold, „Ihr werdet mir doch nicht hoch anrechnen wollen, daß ich that, was jedes Menschen Pflicht ist, der kein Schurke seyn will?“

„Ach, thäten nur alle Menschen stets ihre Pflicht,“ fiel Lamb ein, „so stünd' es überall wohl in der Welt!“

„Ich glaube,“ erwiederte Gerold, „daß wenn Keiner etwas mehr thäte, als nur eben seine Pflicht, stände es schlecht in der Welt!“

„Nun,“ sprach Kuntz, „es ist freilich nur eine Kleinigkeit, die ich Euch anbiete, die ich jedoch dem reisenden Handwerker wohl als willkommen denken konnte; wenn Ihr jedoch nicht wollt, da ist Einer, der weniger Umstände machen wird!“ und hiemit warf Kuntz einem alten Bettler das Geldstück in den hingehaltenen Hut.

---

*) Eine Silbermünze von 12 Sous.

„Nehmt meine Weigerung nicht für Stolz, Herr!“ sagte Gerold gutmüthig; „ich schäme mich gar nicht, zu gestehen, daß, als ich nach überstandenen Lehrjahren zuerst in die Fremde ging, ich mir wacker mit Fechten durchgeholfen habe, und zu jener Zeit Eure Gabe gewiß nicht verschmäht haben würde. Meine Eltern, selbst arme Handwerker, konnten mir nichts mitgeben, als ihren Segen und eine ganz geringe Baarschaft: jung, blöde und unerfahren war ich, blieb zuweilen ohne Arbeit, und ohne den Beistand meiner Handwerksgenossen und anderer mildthätiger Menschen würde es mir oft übel ergangen seyn!“

„Was habt Ihr für ein Handwerk?“ fragte der Rathsherr Lamb.

„Ich bin Schornsteinfeger!“ antwortete Gerold.

„Ein nützliches Handwerk,“ entgegnete Kuntz; „wo es rauchende Heerde und im Winter warme Oefen giebt, kann man der Kaminfeger nicht entbehren!“

„Aber ein garstiges, ein unangenehmes Handwerk!“ sagte Lamb; „ich begreife nicht, wie sich Jemand dazu entschließen kann!“

„Warum denn nicht?“ fragte Gerold.

„Immer in Staub, Asche und Ruß zu stecken, dabei manchmal in Gefahr gerathen, von Rauch und Dunst erstickt zu werden; in solchem Dunkel und Schmutz seine Arbeit verrichten, kann doch nicht angenehm seyn!“

„Ihr hebt auch gerade die Schattenseite hervor," erwiederte Gerold, „die nicht allein jedes Handwerk, sondern jedes Ding in der Welt hat. Es ist wahr, Kinder und hübsche Mädchen laufen vor uns, wenn wir rußig und schwarz ihnen nahen wollen; wenn wir aber wieder rein gewaschen und schmuck angezogen sind, hat's damit weiter keine Noth, und zum Tanze und zu der Ehe hat es einem sonst wackern und hübschen Schornsteinfeger nie an einer Hand gefehlt, die eingeschlagen hätte. Wir fahren freilich den dunkeln und engen Schornstein auf und nieder, aber in mancher Werkstätte ist's auch dunkel, enge und beklommen genug; da sitzt Mancher den ganzen Tag und kann, durch hohe Mauern gehindert, kaum zum Sonnenlichte aufblicken, da hingegen wir zwischendurch munter in's Freie kommen und Gottes reine Luft schöpfen können. Wie manchen schönen Morgen sah ich anbrechen hoch oben auf den Dächern, wenn unten noch beinahe Alles im Schlafe lag; welch einen erfreulichen Eindruck macht es, wenn man, oben im Schornstein angelangt, um sich blickt, weit über die Stadt hinaus, und ringsum Alles von den Strahlen der Morgensonne vergoldet sieht. Wie manches frohe Morgenlied habe ich da oben schon dankend meinem Schöpfer gesungen. Und dann glaubt Ihr nicht, wie Körperkraft und Gelenkigkeit dabei geübt wird, wie wir in der Höhe, auf den steilsten Dächern gehen, klettern und springen lernen, und dadurch mehr wie Andere unsern Körper in unserer Gewalt haben."

„Es ist recht erfreulich zu sehen" — sagte Herr Kuntz, sich zu seinem Begleiter Lamb wendend — „wie Jeder in seiner Lage Ursache zur Zufriedenheit finden kann, wenn er sie nur mit gesunden, klaren Sinnen überschaut. Ihr seyd wohl schon viel umher gewandert?" fuhr Kuntz zu Gerold fort, der neben ihm seines Weges herging; „was seyd Ihr für ein Landsmann?"

„Ich bin aus Mannheim, Herr, und habe unser Deutschland nach mancher Richtung hin durchwandert; durch Franken und Sachsen, Böhmen und Oesterreich, durch ganz Niedersachsen bis nach Hamburg, an der Gränze des Königreichs Dänemark, bin ich gekommen, und habe dort lange in Arbeit gestanden."

„Das ist eine trübe Gegend," fiel Lamb ein; „man spricht dort plattdeutsch, brennt Torf, trinkt immerwährend Thee, und die Leute sind schwerfällig und grob."

„Es ist wahr," erwiederte Gerold; „es fehlt ihnen die fröhliche Beweglichkeit der Bewohner unserer Gegend, der leichte, wohlfeile Landwein; aber dagegen haben sie bei etwas Derbheit auch viel Tüchtiges und Gutmüthiges. Mir ist es dort recht wohl ergangen; die Elbe ist einer der herrlichsten Flüsse Deutschlands und hat ein prächtiges Ufer. Auf ihr kommen fast täglich die schönsten Seeschiffe an die Stadt, die von weiten Gegenden mancherlei Erzeugnisse zuführen, was einen der erhebensten Anblicke gewährt. Vor mehreren Wochen bin ich in die Heimath

zurückgekommen; da ich jedoch keine Aussicht hatte, bald Meister zu werden, auch noch keine rechte Ruhe finden konnte, wollte ich noch erst das schöne Straßburg mit dem weltberühmten Münster sehen, und wo möglich dann die Schweiz besuchen, und gen Basel, Bern und Schafhausen ziehen. Sitzt man erst in Arbeit und Brot, dann ist es schwer, wieder wegzukommen."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen hatten sie zusammen das Stadtthor erreicht, und kaum waren sie in eine der Straßen eingebogen, als sie mehrere Leute wahrnahmen, die unruhig und ängstlich ihre Blicke nach einem Hause richteten und lebhaft unter einander sprachen. Die Herren erkundigten sich was es gebe, und man zeigte ihnen, wie oben an einer Seite des Daches ein starker Rauch herausdringe; zugleich erfuhren sie, daß der Bewohner des Hauses, der Schreiner Pfaff, schon am Morgen mit seiner Familie über Land gefahren sey und das Haus verschlossen habe. Einige, worunter besonders die nebenan wohnenden Nachbarn, waren der Meinung, man müsse das Haus aufbrechen, damit, wenn wirklich Feuersgefahr vorhanden sey, das Feuer noch im Entstehen gedämpft werde, ehe es weiter um sich greifen könne. Andere meinten, der Rauch könne von einer dort befindlichen Rauchkammer kommen, und dann würde ihnen das Aufbrechen eines Hauses für nichts und wieder nichts übel bekommen; auf jeden Fall müsse man allerhöchste Erlaubniß dazu einholen, weil der Hausherr nicht daheim

sey; wogegen wieder Andere schrieen: das wäre eine viel zu lange Zögerung, unterdessen könne die Flamme zum Dache herausschlagen und die Nebenhäuser, ja die ganze Straße in Gefahr bringen; besser, es entstehe ein blinder Feuerlärm, als daß man ein wirkliches Unglück durch Zaudern sich vergrößern lasse. Da erbot sich Gerold, indem er den Streitenden sich als Schornsteinfeger kund gab, er wolle vom Nachbars Hause aus das Dach des Schreiners besteigen, und die Stelle, aus welcher der Rauch dringe, untersuchen, ob wirklich Gefahr vorhanden sey. Man war es zufrieden, und besonders war einer der nächsten Nachbarn, ein reicher Gewürzkrämer, der einen großen Vorrath an Waaren liegen hatte, für welche er fürchtete, sehr erfreut darüber, und dieser führte ihn eiligst hinauf.

Die unten versammelten Leute sahen in großer Spannung und Stille hinauf, und erwarteten theils ängstlich, theils neugierig den Ausspruch des Schornsteinfegers. Gerold kletterte mit großer Gewandtheit und Unerschrockenheit auf dem steilen Dache hin und hob an einer Seite eine Lucke auf; aber kaum geöffnet, stieg ihm ein dicker Rauch und Qualm entgegen; er warf die Lucke schnell wieder zu, und sah durch eine andere Oeffnung die Flamme bereits im Innern des Hauses wüthen. Da schrie er: „die Spritzen herbei, es währt keine Viertelstunde mehr, so stürzt das Dach ein und das ganze Haus steht in Flammen. Wasser! Wasser!“

„Feuer! Feuer!“ schrieen nun viele Stimmen unter der versammelten Menge; man vernahm es in der nächsten Wachtstube und die Trommel wurde gerührt. Man suchte Feuerspritzen herbeizuschaffen; da es jedoch Sonntag war, und bei dem schönen Wetter sich viele Leute außerhalb der Stadt befanden, so kam die Hülfe nur zögernd. Endlich rasselten einige Feuerspritzen herbei, allein es fehlte an Leuten, die sie zu handhaben verstanden. Da erwies sich Gerold äußerst thätig, muthig und im Anordnen geschickt. Er nahm selbst eine sehr gefährliche Stelle auf dem Dache ein, um den Wasserschläuchen eine möglichst wirksame Richtung zu geben. Plötzlich prasselte ein Theil des Daches zusammen, hoch schlug nun die lodernde Flamme empor; Gerold sank taumelnd herunter und wäre in die Glut gestürzt, hätte er sich nicht glücklich an einigem freistehenden Gebälke gehalten und wieder emporgeschwungen. Unten von der Straße her gesehen, erschien er von Flammen und Rauch bedeckt, und galt für verloren; mehrere Stimmen riefen schon ängstlich: „Herr Jesus! der Schornsteinfeger!“ — als er wieder zur allgemeinen Freude und Beruhigung hoch oben auf dem Dache des Nachbarhauses erschien, und von dort aus Arbeit und Anstrengung fortsetzte und lenkte.

Der thätigen Bemühung gelang es endlich, dem Feuer Einhalt zu thun. Das Dach und das obere Stockwerk war abgebrannt und eingestürzt, und zum Glück hatten die Nebenhäuser nur unbedeutenden Schaden ge-

litten. Gerold ſtieg herunter, der Gewürzkrämer umarmte ihn mit thränenden Augen; von allen Seiten ließ man ſeinem thätigen Beiſtande Gerechtigkeit widerfahren, ertheilte ihm Lob und zollte ihm Dank, ſchüttelte ihm herzlich die Hand und pries ſeine Unerſchrockenheit, welche keine Lebensgefahr geſcheut hatte. Gerold nahm in ſchlichter Einfachheit Lob und Dankſagung an, und erwiederte, wie ſehr er ſich freue, gleich bei ſeinem Eintritt in die ſchöne Stadt Straßburg ſich ihr als einen brauchbaren und ausgelernten Schornſteinfeger erweiſen zu können. Er nahm hierauf ſein Felleiſen, welches er bei einem gegenüber wohnenden Bäcker niedergelegt hatte, wieder in Empfang und fragte nach der Schornſteinfegerherberge.

„Nicht alſo!“ — redete ihn jedoch der Rathsherr Kuntz, der mit Lamb Alles angeſehen hatte, wieder an — „Ihr ſeyd für heut' Abend mein Gaſt, nehmt mit einem Abendeſſen bei mir vorlieb, wackerer Geſell! es ſoll mich freuen, Eure nähere Bekanntſchaft zu machen. Zur Herberge ſollt Ihr noch früh genug kommen; nach ſolcher Arbeit mundet ein gutes Glas Wein. Kommt, Lamb, Ihr geht doch auch mit?“ — Gerold nahm dankend die Einladung an und folgte nebſt dem Rathsherrn Lamb, Herrn Kuntz in ſeine Wohnung, woſelbſt ſie von deſſen Frau und Töchtern freundlich bewillkommnet und bewirthet wurden. Auch im Verfolg des Abends zeigte ſich Gerold von einer ſehr vortheilhaften Seite; denn aufgeregt durch das Ereigniß des Tages, durch die Geſell-

schaft der beiden biedern Männer und Herrn Kuntzens guten Wein, erschloß sich das Innere seiner Seele; er äußerte sich lebhaft und rücksichtslos über mancherlei Gegenstände, wobei seine wackere Gesinnung sowohl, als sein unverdorbenes Herz, und überhaupt eine verständige Ansicht menschlicher Dinge, sich auf vielfache Weise kund gab. Die beiden Herren fanden großes Wohlgefallen an dem jungen Manne, und gaben ihm die wohlwollendste Gesinnung zu erkennen.

Als Gerold sich wegbegeben wollte, dankend angestoßen und sein Glas geleert hatte, rief der Rathsherr Lamb, dem jedesmal einige Gläser Wein die finstere Laune verscheuchten und ihn zu einem redseligen und zu Scherz aufgelegten Manne machten: „Noch eins, auf Eurer Liebsten Wohl! denn Ihr habt doch gewiß Eine; die würde gebebt haben, wenn sie Euch heute in solcher Gefahr gesehen hätte!"

„Nein," erwiederte Gerold, „ich bin nicht so glücklich! Wer, wie ich, noch im Wandern begriffen ist, muß sich von manchem Schönen und Liebgewordenen losreißen, und da geschiehet es gar oft, daß die leichten Liebespfädchen, die uns hie und da umstricken wollen, mit zerrissen werden!"

„Nun, die Künftige denn, sie soll leben!" rief Lamb weiter; „Glück und Heil bei der Wahl, sucht Euch recht was Vorzügliches aus! Nehmt Euch übrigens in Acht, Straßburg ist nicht umsonst seiner vielen schönen Mädchen

wegen berühmt: leicht kann's geschehen, daß Eine einen solchen festen Faden um Euch schlingt, von solcher Haltbarkeit und Dauer, daß Ihr ihn nicht so leicht zu zerreißen vermöget und Euch für immer hier festgehalten seht!"

„O das ließ ich mir schon gefallen!" erwiederte Gerold in heiterm Muthe, indem er auf Kuntzens schöne Tochter blickte, sein Glas faßte und mit Lamb anstieß, daß es im hellsten Klange ertönte, worauf die Uebrigen mit guten Wünschen und Scherzreden folgten und das noch unbekannte Liebchen hoch leben ließen.

In der Stadt war es jedoch bekannt geworden, wie sehr Gerold sich bei Löschung des Feuers ausgezeichnet habe, und selbst dabei in Lebensgefahr gerathen sey, so daß des fremden Schornsteinfegergesellen überall mit Lob erwähnt wurde. Mehrere der Angesehensten der Stadt waren der Meinung, es sey nicht mehr als billig, ihm für seine geleistete Hülfe ein Geschenk zu reichen. Kuntz und Lamb, die, wie wir wissen, dem jungen Manne schon gewogen waren, unterstützten diese gute Stimmung und thaten endlich den Vorschlag, man solle Gerold zur Belohnung unentgeldlich das Meisterrecht ertheilen, und den tüchtigen, wackern Mann dadurch in der Stadt zu behalten suchen. Man fand dies sehr angemessen, und der Vorschlag wurde, zur Freude seiner beiden Gönner, angenommen. Herr Kuntz und ein anderer Rathsherr, Barthold Strohmeier, damaliger Patron der Schornstein-

feger, wurden zu Abgeordneten ernannt, dem Gerold die Botschaft zu überbringen; ihnen schlossen sich noch einige Obere von der Bürgerschaft und die Aeltesten der Schornsteinfeger an.

Bei Gerold angelangt, hielt Kuntz folgende Anrede an ihn: „Wir kommen, wackerer Gerold, abseiten des hochlöblichen Rathes und der ehrbaren Bürgerschaft dieser Stadt, Euch für Eure bei dem ausgebrochenen Feuer in dem Hause des Schreiners Pfaff geleistete Hülfe, die sich durch Rath und That so ersprießlich erwiesen, zu danken, und Euch zugleich anzukündigen, daß zum Lohne für besagte Hülfe Euch von der Stadt zur Ausübung Eures Handwerks als Schornsteinfeger das Meisterrecht ertheilt wird, und zwar mit Befreiung von allen sonst dabei üblichen Spesen, welche ein hochedler Rath übernimmt. Da es für jeden gutgesinnten Bürger zur Freude, und in Zeiten der Noth zur Beruhigung gereichen muß, tüchtige und edeldenkende Männer unter seinen Mitbürgern zu wissen, kann es nicht anders als höchst erfreulich für uns Alle seyn, Euch, der sich durch eine rechtschaffene Gesinnung, Geschicklichkeit in seinem Fache, und einen Muth, welcher dem Tode trotzt, auszeichnet, unsern Mitbürger zu nennen. Erlaubt, Herr Gerold, daß wir Euch aufs Herzlichste zu einer Auszeichnung, die Euch nach Verdienst zu Theil wird, Glück wünschen dürfen, und daß wir Euch hinfort als unsern werthen Mitbürger begrüßen!“

Alle Anwesenden beeilten sich nun, Gerold gleichfalls ihre Glückwünsche auszudrücken, gaben ihm die Hand und bezeigten auf alle Weise freundlichen Antheil. Gerold dankte aufs Innigste gerührt, versicherte, daß sie seine geringen Dienste viel zu hoch anschlügen, pries Gottes Fügung, die auf ihn unvermuthet so viel Ehre und Glück häufe, und gelobte, durch treuen Bürgersinn und herzliche Anhänglichkeit das Vertrauen der edeln Straßburger, so viel in seinen Kräften stehe, zu rechtfertigen.

Gerold hatte sich bald häuslich eingerichtet, und, da sich auch hinlänglich Arbeit fand, einige Gesellen und Lehrburschen angenommen. So sah er sich auf einmal in eine sorgenlose, gewünschte Lage versetzt; ein reichlicher Erwerb sicherte sein Auskommen; in dem glücklichsten Verhältnisse mit seinen neuen Mitbürgern war der arme unbekannte Geselle ein von Allen geschätzter Meister geworden. Mit dankerfülltem Herzen gegen Gott pries er sein Geschick, das ihn zu so gelegener Zeit einen Ort hatte erreichen lassen, in welchem sein Glück ganz besonders zu blühen schien. — Straßburg befand sich zu jener Zeit gerade im höchsten Wohlstand und zeichnete sich aus durch ein reges, nach allen Richtungen hin sich verbreitendes Leben und geistiges Streben. Ein Zusammenfluß hoher und berühmter Fremden und Reisenden fand besonders damals Statt, deren Aufenthalt, bald von kürzerer, bald von längerer Dauer, das Interesse rege machte und erhöhete, und zugleich den Reichthum der Stadt vermehren

half. Die Universität, mit ausgezeichneten Lehrern versehen und im Auslande hoch berühmt, zog die studierende Jugend in Menge herbei. Ein zahlreiches Militair, welches die Besatzung ausmachte, und wovon die Offiziere, aus vornehmen adeligen Familien stammend, nur in den Häusern der Vornehmen Zutritt fanden, trug nicht wenig dazu bei, den Luxus und äußern Glanz der höhern Stände zu vermehren; denn unter den Bürgern Straßburgs waltete die alte reichsstädtische Gesinnung fort; diese hatte sich, ungeachtet die Stadt bald nach dem westphälischen Friedensschlusse unter Frankreichs Schutz getreten war, ganz in ihrer Reinheit in vielen Familien erhalten, welche unverändert ihre Religion, Sitten, Sprache und Tracht beibehielten, und sich dadurch von den neuen Ankömmlingen und Oberherren wesentlich unterschieden und von ihnen abgesondert hielten. Auch muß zur Ehre Frankreichs gesagt werden, daß es den Straßburgern die im Vertrage zugestandene alte Verfassung ließ, und ihre Privilegien und Gerechtsame nicht antastete. Es mochte wohl selbst fühlen, welch ein Juwel das schöne Elsaß in seiner Krone sey, um sich nicht des Wohlstandes und Glanzes zu freuen, wodurch die Hauptstadt desselben hervorleuchtete. Alles dieses zusammen bildete eine Vielseitigkeit in den Bestrebungen, eine Lebendigkeit des Verkehrs, verbreitete eine rastlose Thätigkeit durch alle Classen, veranlaßte eine Mannigfaltigkeit der Genüsse und der geselligen Kreise, so daß Straßburg damals für die ver-

schiedenartigsten Menschen, sowohl für das ausgezeichnete Talent und den nach Kenntnissen und Wissenschaften strebenden Jüngling, wie für den fleißigen und geschickten Handwerker, als auch für den genußsüchtigen jovialen Lebemann, Jedem, nach seinen individuellen Bedürfnissen und Anforderungen, ein zusagender Ort seyn mußte, der auch seiner mannigfaltigen Annehmlichkeiten wegen im Auslande hohen Ruhm erlangt hatte. Auf Gerold wirkte dieser Zustand heiter und belebend; sein richtiger, durch vielfaches Wandern und manche Lebenserfahrung gebildeter Sinn, sein offenes Gemüth, sein regsamer Geist, wurde sowohl durch das bunte gesellige Leben, durch seine eigenen neuen Verhältnisse, wie durch die schöne Natur auf vielfache Weise angesprochen, und fand manchen neuen Stoff zur Verarbeitung in seinem Innern sowohl, als auch im äußern thätigen Leben.

Mit den Rathsherren Lamb und Kuntz pflog er öfters Umgang, mehr jedoch mit Letzterem, da Lamb, als Wittwer, sehr eingezogen mit einer alten Haushälterin und einer jungen Tochter lebte, nie Gäste bei sich sah und überhaupt sehr ungeselliger Natur war. Hätte nicht sein Amt und die Liebhaberei an einem Münzkabinette, welches er unaufhörlich ordnete und zu vermehren strebte, ihn mit der Außenwelt in Berührung erhalten, so würde er völlig abgeschieden gelebt haben. So sah Gerold ihn meist am dritten Orte, manchmal bei Kuntzens, auch zuweilen im Gertenfisch, einem Wirthshause, wo gewöhnlich des

Abends mehrere angesehene Bürger beim Weine zusammen kamen, dabei die Vorfälle des Tages besprachen, oder über Krieg und Frieden schwatzten. — Anders stand es im Hause des Rathsherrn Kuntz; er selbst war ein heiterer lebensfroher Mann, von wohlwollender, freimüthiger Gemüthsart, richtigem Verstande und rastloser Thätigkeit. Er lebte in bürgerlichem Wohlstande mit einer gleich ihm thätigen und wackern Frau, hatte mehrere Kinder, Söhne und Töchter, die zum Theil schon verheirathet waren. Bei ihm fand der heiterste gesellige Umgang eine Gastfreiheit, die Alles, was sich durch Sitte und Kenntnisse auszeichnete, willkommen hieß. Von seinen Töchtern, schöne, in freier Entwickelung aufgewachsene Mädchen, waren noch zwei in seinem Hause: die Eine lebte als junge Wittwe bei ihm, und die Jüngste war mit einem jungen Manne bereits versprochen. Ungemein wohl fühlte sich Gerold in dieser Familie. Geachtet und stets freundlich aufgenommen von dem Vater und der Mutter, und gern gesehen von den Töchtern, mit welchen er im heitersten, unbefangensten Verhältnisse stand, wurden ihm dort die angenehmsten Stunden zu Theil. In Gesellschaft dieser Familie machte er oft Ausflüge in die umliegende Gegend, oder besuchte die mannigfaltigen Vergnügungsorte vor den Thoren in der Nähe der Stadt. So fügte es sich auch einst an einem Sonntage, da er mit Kuntz Verabredung genommen hatte, in der Ruprechts-Aue mit ihm zusammen zu treffen, daß er am Ufer des Flusses

hinab schlenderte, welcher einen Theil der Stadt durchfließt, als ein Schiffer bei der neuen Brücke ihn anrief und einlud, mit mehrerer Gesellschaft nach dem Wasserzoll zu fahren, wo sich ein schönes, wegen der vorzüglichen Bereitung der Flußfische berühmtes Wirthshaus befand, welches von der eleganten Welt sehr besucht wurde, da die angenehmste Wasserfahrt damit verbunden war. Gerold sah einen großen mit Leinen gedeckten Kahn, welcher längs den Seiten mit bequemen Sitzen versehen war, folgte der Einladung und stieg ein. Er fand den Kahn mit mehreren jungen Leuten, wie es schien, sehr lustigen und muthwilligen Gesellen, besetzt, welche sehr laut waren und alsobald auf den Schiffer eindrangen, daß er nun auch nicht länger warten, sondern gleich abfahren solle. Der Schiffer zögerte jedoch, in der Hoffnung, es werde sich noch Jemand zum Mitfahren einfinden; endlich ergriff er das Ruder und stand zum Abstoßen bereit, als zwei Frauenzimmer sich näherten. Er richtete auch an diese seine Aufforderung; beide standen still, schienen unschlüssig, überlegten eine kleine Weile und stiegen endlich ein. Es war eine ältere und eine jüngere Person; ihre aufgebundenen Zöpfe zeigten, daß beide noch ledigen Standes waren. Die Jüngere, eine zarte zierliche Gestalt, mit anmuthigen Gesichtszügen, jugendlich blühender Farbe und einem Ausdruck von Kindlichkeit, verrieth durch ihren Anzug, daß sie wohlhabender Leute Kind seyn müsse. Die reichen blonden Haarflechten wurden von einer golde-

nen Nadel zusammengehalten, ein hellblaues stoffenes Kleid umrauschte den schönen Gliederbau, ein kleines weißes Tuch von brabanter Spitzen bedeckte den Busen und ließ den blendend weißen Hals sichtbar, den ein reiches Halsband von Granaten schmückte. Von den kurzen Aermeln hingen, ebenfalls von brabanter Spitzen, lange Manschetten herab, in damaliger Modesprache Engageanten genannt, und entzogen nur wenig von dem feingeformten runden Arm. Weiße seidene Handschuhe und ein schöner feingeschnitzter Fächer von Elfenbein mit bunter Malerei, schwarze seidene Schuhe mit zierlich gearbeiteten goldenen Schnallen vollendeten den Anzug des reizenden Kindes, und war die Nationaltracht, welche damals von allen Bürgertöchtern, vornehm oder gering, ohne Ausnahme getragen wurde. Nur durch Farbe und Stoff konnte sich Geschmack oder Reichthum zeigen und die Einförmigkeit einigermaßen vermieden werden, die ein gleicher Schnitt der Kleidung und die allgemeine Weise, die Haare zu tragen, hätte hervorbringen müssen. Das andere Frauenzimmer, schon bejahrt, hatte in den stark gepuderten Zöpfen nur eine silberne Nadel, trug auch einen minder prächtigen Anzug, aus einem Kleide von feinem großgeblumten Cattun bestehend, einem seidenen Halstuche und schwarzer seidener Schürze. Ihr ganzes Wesen hatte etwas Ehrbares und Ernstes. Als sie einstiegen und gewahr wurden, daß sich lauter Mannspersonen in dem Kahn befanden, schienen sie stutzig zu

werden und zu bereuen, der Einladung des Schiffers gefolgt zu seyn, und als einer der lustigen Gesellen einen leichtfertigen Zuruf und Gruß an sie richtete, rief die Aeltere dem Schiffer zu: „Halt, Schiffmann, halt' er an, wir wollen wieder aussteigen und doch lieber zu Fuß gehen!"

„Ei warum nicht gar!" rief der Schiffer, indem er die Ruderstange gegen die Brust stemmte und nun um so kräftiger das Fahrzeug abstieß; „das geht nun nicht mehr an, die Herren haben ohnehin schon lange genug gewartet und wollen nun nicht länger aufgehalten seyn; die Jungfrauen haben hier nichts zu fürchten!" setzte er beruhigend hinzu.

Die Frauenzimmer sahen sich an und setzten sich, da nichts zu ändern war, mißmuthig auf die Bank, indem die Jüngere sich ängstlich an die Aeltere anschmiegte. Gerold saß ihnen gegenüber, und wohlgefällig verweilte sein Blick auf dem schönen Mädchen, das blöde und furchtsam die Augen niederschlug. Die Gesellen suchten nun die Frauenzimmer ins Gespräch zu ziehen, die Jüngere erwiederte jedoch nichts auf ihre Reden und die Aeltere gab nur einige kurze und einsilbige Antworten, worauf die jungen Leute, im Verdruß hierüber, nun neckende und leichtfertige Fragen an sie richteten, worüber die Aeltere, sich erboßend, ihr Mißfallen zu erkennen gab, was jedoch die Sache nur schlimmer machte, indem die Gesellen dadurch aufgereizt wurden und immer dreister

und gröber ihnen mit rohen Späßen zusetzten, wodurch die Furchtsamkeit des schönen Kindes zur peinlichen Angst gesteigert wurde. Als Gerold dies bemerkte, nahm er sich der beiden Frauenzimmer an, mit ernstem Tone dem jungen Manne, der es am ärgsten trieb, sein Beginnen verweisend. Trotz und Ohnmacht sind öfters mit einander verbunden, und übermüthige Neckerei übt selten derjenige, der wahrhaften Muth und das Gefühl der Kraft in sich trägt; so war es auch hier: die Ruhe und Entschiedenheit in Gerolds Worten und Benehmen hielt die jungen Bursche in Achtung; keiner wagte sich weiter mit einem ungezogenen Worte hervor, und nur halblaut und abgewandt sprachen sie unter einander. Gerold kam nun mit der ältern Person ins Gespräch, und erfuhr von dieser, daß sie nach dem Wasserzoll hin wollten, um daselbst mit dem Vater der Jüngern zusammenzutreffen, welcher mit anderer Gesellschaft dort zu Mittag gespeiset hatte. Die Fahrt ging nun höchst angenehm weiter, der Kahn glitt sanft den kleinen Fluß, die Ill genannt, welche sich bei der Wanzenau in den Rhein ergießt, hinunter, zwischen anmuthig grünenden Ufern und Gärten, und allzu schnell, so schien es Gerold, kam man am Bestimmungsorte an. Die Gesellschaft stieg aus, die jungen Bursche entfernten sich schnell; das ältere Frauenzimmer dankte mit vielen verbindlichen Worten Gerold für seinen Schutz und versicherte, er habe ihnen einen großen Dienst erwiesen, denn ihre junge Gefährtin komme wenig unter

Leute und am wenigsten unter Menschen solchen Schlages, und nur um ihretwillen sey ihr angst und bange geworden. Das junge Mädchen dankte nur mit einem leichten Kopfnicken und einem überaus freundlichen Blick, als sie sich bei dem Hause am Wasserzoll trennten, in welches sie hinein gingen. Das kleine Abentheuer beschäftigte Gerold auf das Angenehmste; das liebliche stille Kind schwebte ihm noch lange vor, und der freundlich dankende Blick hatte sich ihm tiefer eingeprägt, als die wortreiche Danksagung ihrer Begleiterin. In sehr vergnügter Stimmung setzte er seinen Weg nach der Ruprechts-Aue fort; er fand daselbst in einem der Bäckerhäuschen Kuntz, der sich nebst seiner Familie bei Wein und Fladen gütlich that, und welcher ihn auf den folgenden Tag, das einfallende Johannisfest, einlud, mit ihnen das Münster zu besteigen.

Gerold stellte sich zu rechter Zeit des andern Tages bei Kuntz ein. Er fand die Familie versammelt; Frau Kuntz, in goldener Schneppenhaube, und die Töchter in vollem Putz, bis auf Fächer und Handschuhe, zum Weggehen bereit, schienen noch auf Jemand zu warten. „Wollen wir nicht gehen?" fragte der Rathsherr, indem er seinen Hut und den goldbeschlagenen Stock ergriff; „worauf wartet Ihr denn?"

„Wir warten auf Lambs Riekchen!" erwiederte seine Frau; „ich habe sie bitten lassen, uns nach dem Münster zu begleiten, was ihr gewiß viele Freude machen wird; das arme Kind kömmt gar wenig aus, und selten ohne

den Vater oder die Salme, und da es für diese beiden zu beschwerlich ist, die vielen Tritte zu steigen, so ist sie noch gar nicht oben gewesen." Frau Kuntz hatte kaum geendigt, als Riekchen hereintrat und Gerold sehr angenehm überrascht wurde, da er in Riekchen Lamb das liebliche Mädchen erkannte, welches er den Tag vorher mit Jungfer Salme, Lambs Haushälterin, im Kahn getroffen hatte. Daß auch sie ihn gleich wieder erkannte, zeigte ein flüchtiges Erröthen; die Miene, mit welcher sie ihn grüßte, drückte Dank und Freude aus. So furchtsam und blöde sie ihm auch gestern erschienen war, so zeigte sie sich doch heute, in dem Gefühle, daß sie sich bei guten Bekannten befinde, von deren wohlwollender Gesinnung sie überzeugt war, in Rede und Haltung viel freier, und eine anmuthige Heiterkeit belebte die feinen Gesichtszüge.

Die Gesellschaft trat nun den Weg nach dem Münster an. Auf dem Platze davor standen sie erst eine Weile still, um das bewundernswürdige Werk von außen zu beschauen und sich dem Eindruck, den seine Schönheit, Größe und Majestät hervorbringt, mit ganzer Seele zu überlassen. Kuntz, welcher in Allem, was Straßburg Merkwürdiges besaß, wie auch in dem Geschichtlichen desselben wohl unterrichtet war, machte den Führer und Erklärer. „Die Stelle," hub er an, „auf welcher das Münster steht, ist seit uralter Zeit ein der Gottesverehrung geweiheter Ort gewesen. Die Sage erzählt zuerst von einem heiligen Hain, in welchem die früheſten Bewohner

ihren Götzen Opfer dargebracht haben. Als später die Römer sich diesen Strich Landes unterwarfen, ließen sie das Wäldchen niederhauen und errichteten ihren Göttern hierselbst einen Tempel, in welchem Herkules vorzüglich verehrt wurde, auch dieser Römertempel wurde zerstört, und Clodwig, der erste christliche König von Frankreich, ließ eine der Jungfrau Maria geweihte Kapelle an dessen Stelle errichten, die dem Aeußern nach unbedeutend und nur von Holz erbaut war, aber von Königen und Fürsten nach und nach reichlich mit Einkünften ausgestattet wurde. Als diese Kirche ums Jahr 1007, vom Blitze getroffen, niederbrannte, faßte Werner, aus dem Geschlechte der Grafen von Habsburg, und damaliger Bischof von Straßburg, den Entschluß, eine viel größere und schönere Kirche zu erbauen. In wiefern seine Absicht gelungen sey, können wir uns durch den Augenschein genugsam überzeugen. Er ließ die vornehmsten Baumeister seiner Zeit zusammenberufen, und mit großem Fleiß das Fundament graben, denn die Grundmauern sind 27 Fuß tief gelegt worden. Doch konnte er selbst nicht die Beendigung eines solchen Werkes erleben, wie denn auch manche Andere, die während des Baues geboren wurden und mit Eifer daran arbeiteten, wieder hinstarben, ehe er vollendet war; denn er währte ganzer vier Jahrhunderte hindurch, da er erst um das Jahr 1438 vollendet wurde."

„Mir ist ganz wunderbar zu Muthe," sagte Gerold, „indem ich dies Meisterwerk alter Baukunst, das welt-

berühmte Münster, welches Viele das achte Wunder der Welt nennen, nun wirklich näher betrachte. Ich habe mir dies immer als einen großartigen Anblick, als eine herzerhebende Freude gedacht, aber doch nie geahnt, welche Schauer von Ehrfurcht uns zugleich dabei durchbeben. Mit welcher Demüthigung muß der Geist des jetzigen Menschengeschlechts sich vor solch einem Werke beugen! Das Münster ist eine Ueberlieferung aus grauer Vorzeit, welche nicht allein von der ungeheuern Kraft und Kühnheit der Idee des damaligen Menschengeschlechts zeugt, sondern auch seine bewundernswürdige Geschicklichkeit und Tüchtigkeit darthut, womit es diese Idee auszuführen vermochte. Wenn man bedenkt, welch einen Aufwand an Geld, Zeit und Arbeit es erfordern mußte, diese Steinmassen hierher zu schaffen, zu behauen und den ordnenden Geist über allem diesem, der das Werk lenkte und beförderte, so kann man über das Eine nicht minder erstaunen wie über das Andere!"

„Ja wohl!" sprach Kuntz; „denn wenn auch diese ungeheuern Quadersteine durch Frohnfuhren von den Landleuten aus dem Cronenthal mußten herbeigeführt werden nach dem Platze, welcher noch davon den Namen des Fronhofs führt, so war damit wohl ein Theil der Kosten erspart, aber noch das Wenigste geschehen."

„Nur die glühendste Begeisterung für Religion und Kunst," erwiederte Gerold, „konnte ein solches Werk beginnen, konnte es zu Stande bringen!"

„Wie der Einzelne mit glühender Liebe an die Ausführung irgend einer großen Idee sein ganzes Leben setzen kann," sprach Kuntz, „wie selbst eine ganze Generation sich dazu vereint, ist mir sehr begreiflich; aber eine Begeisterung, die sich mehrere Jahrhunderte lang in gleicher Stärke erhielt, vom Vater auf den Sohn, auf den Enkel, Urenkel und auf ganze Geschlechter überging, nicht erkaltete und an dem Werke unablässig förderte, diese muß uns, wenn wir die Lauigkeit unserer Zeit dagegen halten, in nicht geringes Erstaunen setzen."

„Es erregt immer meine Verwunderung," bemerkte Frau Kuntz, „wenn ich Fremde, die das Münster zum ersten Mal sehen, in solche Entzückung und Begeisterung gerathen sehe, wie heute wieder unsern Freund, den Herrn Gerold. Ich muß gestehen, so etwas habe ich nie dabei empfunden. Ich hege alle Achtung für unser Münster, seines Alterthums, seiner Schönheit und Merkwürdigkeit wegen, aber eine solche Wirkung hat es nie bei mir hervorgebracht!"

„Das kömmt wohl daher," erwiederte Kuntz, „weil wir dabei aufgewachsen sind, seine Schönheit durch den täglichen Anblick uns etwas zu Gewohntes geworden ist, und für uns Straßburger die Ueberraschung dabei verloren geht. Der Fremde, der schon aus weiter Ferne mit ahnungsvoller Erwartung des majestätischen Thurmes ansichtig wird, dann mit frischem empfängli-

chem Sinne davor steht, ist wahrlich um sein Gefühl zu beneiden!"

„Ich muß sagen," nahm nun Riekchen das Wort, „daß ich den himmelanstrebenden Thurm doch öfters mir einem Gefühl von Ehrerbietung angeschaut habe. Aber es geht uns damit wie mit der Sonne, dem Monde und den Sternen, an deren Schönheit die Menschen eben so gewöhnt sind, daß sie diese auch unzählige Mal vor Augen sehen, ohne etwas dabei zu empfinden. Denken Sie sich Jemand, der sie nie gesehen hätte, sähe mit einem Mal das helle Licht der Sonne sich über den Erdkreis verbreiten, oder den Mond mit seinem sanften Scheine, die Sterne mit ihrem hellen Glanze — würde dessen Brust nicht von ganz neuen, vielleicht ähnlichen Gefühlen gehoben werden?"

„Wohl wahr, Riekchen," erwiederte Frau Kuntz; „indeß sind jenes Werke von Gottes Hand, dies ist doch immer ein Werk von Menschenhänden."

„Wie groß, wie einzig in seiner Art muß es dann aber seyn," sagte Gerold, „wenn es ähnliche Wirkungen an Erhebung und Bewunderung hervorzubringen vermag, wie jene göttlichen, unbegriffenen Werke; und um so mehr muß es in Erstaunen setzen, daß der Mensch ein solches Werk zu vollbringen vermochte, worin sich der Geist des Göttlichen, der nicht unterläßt, auf die mannigfaltigste Weise zu uns zu sprechen, so unverkennbar kund giebt!"

„Gott allein die Ehre!“ rief Kuntz; „denn ohne den Beistand und Segen von oben her hätte ein solches Werk nimmer zu Stande kommen können!“

Die Gesellschaft sah nun mit großer Aufmerksamkeit die drei vordern Portale, welche sich durch fleißige Bildhauerarbeit auszeichnen, und wovon besonders das große mittlere mit einem Reichthum an Bildwerken ausgestattet ist, der in hohe Bewunderung setzt. Kuntz machte ihnen unter Anderem die Bildnisse der Könige Clodwig, Dagobert und Rudolph von Habsburg bemerklich, zeigte die großen messingenen Thüren, führte sie sodann hinein, auch das Innere zu besehen; die vielen Grabmäler, Kapellen, der Taufstein, die Kanzel, die bunten Fenstergemälde, die große Fenster-Rose, das kunstreiche Uhrwerk, welches Conrad Dasypodius, ein berühmter Mathematiker und Astrolog von Straßburg, im Jahre 1574 vollendet, nachdem er vier Jahre daran gearbeitet hatte; Alles waren für sie der Betrachtung würdige Gegenstände. Als sie wieder aus dem Portal, welches dem Fronhof gegenüber liegt, heraus traten und davor standen, die Bildhauerarbeit zu betrachten, sagte Kuntz: „diese Bildnisse müssen besonders für Euch Frauenzimmer merkwürdig seyn, denn sie sind sämmtlich von einer Jungfrau verfertigt.“

„Von einer Jungfrau?“ riefen die Frauenzimmer, außer Riekchen, welche sagte: „Gewiß von Sabina von

Steinbach; denn ich habe von meinem Vater gehört, daß sie mit an dem Münster gebaut habe."

„Ganz recht, mein Kind," erwiederte Kuntz; „sie war die Tochter des berühmten Baumeisters und Steinmetzen Erwin von Steinbach, in seinem Fache einer der größten Männer, die je gelebt haben, welchem wir den Plan zu dem bewundernswürdigen Thurm verdanken, der in der Christenheit nicht seines Gleichen hat, und der durch seine Höhe, die 490 Fuß beträgt, ganz Europa in Erstaunen setzt. Erwin von Steinbach hatte zwei Kinder, einen Sohn, Johannes, und die ebengenannte Tochter, Sabina, welche die Fähigkeit besaßen, nach des Vaters Tode, der um das Jahr 1318 erfolgte, das begonnene große Werk desselben weiter fortzuführen. Von Sabinens Fleiß und Geschicklichkeit insbesondere zeugen diese Bildnisse. Hier stehen von ihr die zwölf Apostel. Johannes hält eine lateinische Inschrift zu Ehren Sabinens in der Hand, welche in unserer Sprache etwa heißen würde:

Durch Gottes Gnade und Sabina's frommen Sinn,
Bildete aus hartem Stein mich diese Künstlerin.

„Weiter sind hier diese Beiden, welche sinnbildlich den Sieg des Christenthums über das Judenthum darstellen; ihnen wurde von Sabinens Zeitgenossen ein entschiedener Vorzug zugestanden, und sie verdienen dieses auch, insofern sich der Geist der Bildnerin mit mehr Eigenthümlichkeit, wie in ihren übrigen Bildwerken, darin kund giebt, und Feinheit mit Einbildungskraft und Ge-

schmack verräth. Sie ließ sich nicht zu Verzierungen herab, an welchen ihr Zeitalter nur zu sehr scheint Gefallen gehabt zu haben, dessen Künstler oft die Gränze des Schönen und Schicklichen überschritten und ins Barocke und Unanständige verfielen. Diese gekrönte Jungfrau, welche in der Rechten das Kreuz, in der Linken den Kelch nebst der Hostie hält, ist die christliche Religion; linker Seits steht das Sinnbild der jüdischen Religion, gleichfalls durch eine Jungfrau dargestellt, welche in ihrer ganzen Haltung wie geblendet von höherem Glanze und überwunden von einer viel stärkern Macht erscheint. Mit gesenktem Haupte und verbundenen Augen stehet sie, einen zerbrochenen Pfeil in ihrer Rechten und die Gesetztafeln Moses in ihrer Linken haltend; ihre Krone liegt herabgefallen ihr zu Füßen. Wenn man diese Bilder aus grobem Sandsteine auch keineswegs mit den Marmorgebilden eines Praxiteles und ähnlicher Meister in Vergleich stellen kann, so werden sie doch als Denkmale ihrer Zeit und als Werke eines ausgezeichneten Mädchens immerdar merkwürdig bleiben."

„O erzählen Sie uns noch mehr von der merkwürdigen Jungfrau, Herr Rathsherr!" rief Riekchen.

„Wir wissen weiter nichts von ihr," erwiederte Kuntz; „ihre Lebensumstände verhüllt das Dunkel jener Jahrhunderte."

„Dies ist wahrlich höchst zu bedauern!" sprach Gerold; „denn wenn wir die Lage und die Verhältnisse

der Frauen in der Finsterniß jenes Zeitalters bedenken, muß Sabina von Steinbach ihren Zeitgenossen wie ein leuchtender Stern erschienen seyn, und merkwürdig wäre es, zu erfahren, wie diese Jungfrau sich in den ihrem Geschlecht ungewöhnlichen Verhältnissen ausnahm."

„Gewiß," nahm Kuntz wieder das Wort, „mußte viel mehr dazu gehören, in damaliger Zeit die Schranken, welche das weibliche Geschlecht umgeben, zu überschreiten. Das Weberschiffchen, der Spinnrocken und die Nadel waren die einzigen Werkzeuge, die man gewohnt war, in den Händen der Frauen zu erblicken, und wohl kann man vermuthen, daß es Aufsehen erregte, als Sabina diese gegen den Plan und Maaßstab des Baumeisters und den Meisel und Hammer des Bildhauers vertauscht hatte. Die Urkunde, in welcher wir uns über ihre nähern Lebensumstände sowohl, als über die Entwickelung ihrer Geistesrichtung befinden, läßt unserer Phantasie freien Spielraum, uns ihre Verhältnisse auszumalen. Welch eine ungewöhnliche Kraft und Liebe für die Kunst dürfen wir in Sabinen voraussetzen, wodurch sie sich über alle kleinlichen Rücksichten zu erheben vermochte! doch müssen wir nicht unbeachtet lassen, daß es ihr Vater war, der ihr gleichsam die Hand dabei reichte, indem er ihr Lehre und Unterricht in der Baukunst ertheilte, die um jene Zeit ganz besonders blühte. Welch ein schönes inniges Verhältniß mag zwischen dem Vater und seinen Kindern gewaltet haben, da schöpferische Kraft und ein edles Streben

nach einem Ziel sie alle drei beseelte, und ein gemeinsames Wirken in der Kunst sie vereinigte. Welche Freude mußte dem Vater in solchen Kindern erblüht seyn, in denen er seinen Geist sich fortlebend und fortwirkend denken konnte; und welches Glück hinwiederum für die Kinder, die den großen Mann zum Vater, Lehrer und Führer hatten, auf der Künstlerbahn, die sie, ein herrliches Geschwisterpaar, Hand in Hand verfolgten! Jedoch scheint es beinahe, als habe Sabinens hervorstechendes Talent nicht seine volle Anerkennung bei ihren Mitbürgern gefunden. Ihr Bruder Johannes starb ein und zwanzig Jahre nach dem Ableben des Vaters; unbekannt ist es, wann Sabina gestorben: ein Grabstein ihrem Andenken zu Ehren, wie man einen ihrem Bruder errichtet hatte, fand sich nirgends, was von der Undankbarkeit und Nachlässigkeit ihrer Mitbürger genugsam zeugt, wenn wir nicht annehmen wollen, was ja auch möglich ist, daß sie weniger Aufsehen erregte, als wir geneigt sind zu glauben, und in stillem Genügen, nur sich selbst und den Ihrigen zur Freude, ihre Werke vollbracht hat, und mit frommem Sinn ihre Heiligen in Stein bildete, wie andere Jungfrauen ihre Zeit mit der Nadel in ihrer einsamen Zelle sie in Seide stickten. Nach dem Tode der beiden Geschwister wurde der Bau des Thurmes mehreren Baumeistern nach einander übergeben, wobei leider der kühne Plan Erwins von Steinbach manche Abänderung erleiden mußte, da die Ausführung desselben diesen Baumeistern, welche nicht

mit gleicher Kraft des Genies begabt waren, unmöglich erschien. So entstand die Pyramide des Thurmes, von welcher Kunstverständige behaupten, daß sie nicht zu der großartigen Anlage des Ganzen gehöre, und sich deutlich erkennen lasse, wo die spätern Werkmeister von Erwins Plan abgewichen seyen. So ist das Münster, wie einzig in seiner Art es auch seyn mag, gleich den meisten größeren sogenannten gothischen Gebäuden, unvollendet geblieben; denn seiner Anlage nach sollte es nicht mit einem Thurme, sondern mit zweien von so erstaunenswürdiger Höhe prangen. Die Stelle, wo jetzt das Wächterhäuschen steht, ist ursprünglich zu diesem zweiten Thurm bestimmt gewesen. Ich gestehe, ich denke immer mit Schmerz daran, daß dieser hier einsam und allein geblieben ist, und des Gefährten entbehren muß, den Erwin ihm im Geiste bestimmt hatte!"

Die Gesellschaft begab sich nun nach dem Eingange zu der schönen steinernen Treppe, welche bequem nach dem Wächterplatze hinaufführt. Oben angelangt fanden sie durch viele Besuchende den Platz auf das Angenehmste belebt. Einige wandelten auf und nieder, Andere sahen mit langen Fernröhren in die Weite hinaus, wieder Andere saßen ruhend an kleinen Tischen, die mit Erfrischungen besetzt waren, welche die Wächter für eine Vergütung immer für Ankommende bereit haben. Auch Kuntz und seine Begleitung nahmen an einem Tische Platz und ließen sich Wein und Kuchen auftragen. Gerold wunderte sich

über die große Zahl der Besuchenden, die fortwährend zunahm.

„Es ist nicht immer so lebhaft hier oben," äußerte Kuntz; „aber heute, am Johannistage, das Münster zu besteigen, ist eine uralte Sitte, welche vielleicht mit dem Umstand in Beziehung steht, daß zur Zeit des Festes Johannis des Täufers der Bau beendigt wurde, denn man sieht dieses Besuchen des Münsters als eine dem Feste eigenthümliche Vergnügung an."

„Das Johannisfest," sprach Riekchen, „ist doch eines der anmuthigsten Feste, und zeichnet sich, wie die übrigen Feste des Jahres, durch seine eigenthümlichen Freuden und Gebräuche aus. Weihnacht kommt das Christkind und spendet freundlich seine vielen Gaben aus. Neujahr fängt mit heitern Glückwünschen und Stollen an; Ostern folgt dann und bereitet durch die bunten Ostereier, die man zu Tausenden sieht, für Jung und Alt ein fröhliches Spiel, und bietet dadurch Veranlassung zu manchem Scherze. Pfingsten bringt seine duftenden Maien mit und Alles wird mit grünenden Zweigen besteckt. Dann kommt der Johannistag in der schönsten Sommerzeit, da die Tage am längsten und die Nächte hell sind, mit Rosen geschmückt, bringt die ersten Früchte mit, Johannistrauben, Kirschen und Erdbeeren, wenn auch nur, zur Freude für die Kinder, zuweilen noch sparsam an Stöckchen gebunden. Die silberne Glocke läutet die Messe ein, welche morgen ihren Anfang nimmt, und

in der Stadt während ihrer Dauer ein buntes Gewühl und regere Thätigkeit verbreitet. Die jungen Burſche und Mägde ſind heute mit Sträußen von duftenden Roſen und Rauſchgold geſchmückt; und ſo erſcheint mir dieſes Feſt als eines, welches eine allgemeinere Freude verbreitet, wie die übrigen Feſte."

„Und die Mädchen ſuchen das Johannikraut," ſetzte Kuntz ſcherzend hinzu, „und hoffen vermöge deſſelben zu erſpähen, ob ſie wohl in demſelben Jahre noch Braut werden. Haſt du nicht auch welches geſucht, Riekchen?" — „Nein!" erwiederte Riekchen naiv und leicht erröthend, „ich glaube nicht daran, Herr Rathsherr!"

Gerold ſaß in ſtillem Entzücken verſunken, ſein Herz ſchlug voll Freude und Hochgefühl; theils war es die Nähe des lieblichen Mädchens, theils der Eindruck, welchen das Münſter auf ihn machte, was ſeine Seele in Begeiſterung und Wonne verſetzte. Das Feuer und die Lebhaftigkeit ſeiner Empfindung ließ den jungen ſchönen Mann in einem neuen vortheilhaften Lichte erſcheinen, wodurch er, verbunden mit einem ſtets ſittigen, natürlich edlen Betragen, ſo wie ſeiner reinen, hochdeutſchen Sprache, welche gegen den elſäßiſchen Dialekt vortheilhaft abſtach und ſeinen Reden das Gepräge höherer Bildung verlieh, auch für Riekchen ein Gegenſtand von hohem Intereſſe wurde. Der geſtrige Vorfall im Kahn hatte ihm ihre Geneigtheit und ihr Vertrauen ſchon in hohem Grade gewonnen Ein Mann, der in den Fall kommt, ein weibliches Weſen

gegen Rohheit schützen zu können, hat sich mit den Ansprüchen, die er sich auf ihre Dankbarkeit erworben hat, zugleich schneller wie jeder Andere in ihrer Gunst festgesetzt. Auch Riekchen fühlte dies; ihr war zu Sinne, als könne ihr in Gerolds Nähe nichts Unangenehmes begegnen; sie war so froh, so lebensfroh angeregt, wie sie sich nie gefühlt hatte. Sie wußte sich selbst nicht Rechenschaft zu geben von dem, was in ihr vorging; es war der Moment, in welchem die Saat der Liebe in ihr Herz ausgestreut wurde, von deren Stärke sie noch keine Ahnung hatte.

Nachdem man sich etwas ausgeruht, ging man längs des steinernen Geländers um den Platz herum, um der Aussicht in die weite blaue Ferne nach allen Seiten hin zu genießen, die von dieser Höhe herab wahrhaft entzückend ist. Trunken und gerührt vor Freude sah Gerold auf die herrliche Landschaft, die sich überall in üppiger Fülle, mit den Gaben der Natur geschmückt, dem Auge zeigt, welches mit Ergötzen bald auf den Gebirgen, bald auf dem silbern sich hinwindenden Rheinstrome ruht, bald sich an dem mannigfaltigen Grün der Weiden und Waldungen erquickt. „Wahrlich!“ rief Gerold, „es ist ein segenreicher Strich Landes, Euer Elsaß! Wie glücklich preise ich mich, Theilhaber an so vielem Glück und Wohlstand geworden zu seyn! Wie muß ich die Stunde meines Eintritts in Eure Stadt segnen, die so bedeutend für mich geworden ist, und in deren Folge ich mich Euern Mitbürger nennen darf!“ — „Ja!“ sagte Kuntz, indem

sein Auge in freudiger Rührung auf der Gegend verweilte; „es ist wahr, der Segen Gottes ruht auf Elsaß. Es hat reiche, blühende Städte, ist mit schönen Flecken und Dörfern wie besäet; Rebhügel und Kornfelder, Waldung und Weiden wechseln auf das Anmuthigste mit einander ab; reichlich tragende Obstbäume schmücken die Landschaft und stehen an Wegen und Stegen, ihre Früchte dem Wanderer zur Erquickung bietend. Man erzählt, daß Ludwig der Vierzehnte, als er von der Höhe der Berge bei Zabern das Land überschaute, überrascht von dessen Schönheit, entzückt ausgerufen habe: Ah quel beau jardin que l'Alsace! und es ist wohl zu begreifen, von welcher Wichtigkeit ihm die Erwerbung eines solchen Besitzthums muß gewesen seyn, dessen Schönheit durch die Verheerung des kurz vorhergegangenen Krieges nicht hatte vertilgt werden können. Was würde er jetzt erst sagen, wenn er es in so blühendem Zustande, durch den Frieden beglückt, vor sich sähe!"

Gerold und die jungen Frauenzimmer bezeigten Lust, eine der Wendeltreppen, die Schnecken genannt, weiter hinauf nach dem Thurme zu steigen. Kuntz und seine Frau, denen dieses Vergnügen nicht mehr neu war, zogen es vor, auf dem Wächterplatze indessen zu verweilen. — So lange es möglich war, mit Sicherheit hinauf zu gelangen, stieg die Gesellschaft, Gerold voran, fröhlichen Sinnes weiter, bis die Staffeln so klein werden, daß der Fuß kaum mehr Raum darauf findet. In dieser schwin-

delnden Höhe, auf dem kleinen Raume stehend, schwankend und bebend und ängstlich sich anklammernd, staunt der Mensch ob den Händen, die mit unglaublicher Gewandtheit das Gestein so kunstreich und dauerhaft zu thürmen und in einander zu fügen vermochten. Viele vermögen es nicht, so hoch zu gelangen, weil sie, nicht schwindelfrei, nur mit Schauder in die Tiefe blicken können. Die Frauenzimmer erklärten endlich, sie würden sich nicht höher wagen: Gerold jedoch, in keckem Muthe und im Gefühl jugendlicher Kraft und Gewandtheit, äußerte, er wolle es versuchen, bis zu dem Knopfe hinauf zu klimmen, und der Stadt, die ihn mit so viel Treuherzigkeit, Biedersinn und den Beweisen von Wohlwollen aufgenommen habe, daselbst ein dankbares Lebehoch bringen. Selbst für den Geübtesten wäre dies schon ein Wagstück, da endlich alle Stufen aufhören und nur eiserne Stäbe vorhanden sind, an welchen der Hinaufklimmende sich zu halten vermag. Das Bitten und Zurufen seiner Begleiterinnen hielt ihn jedoch von dem lebensgefährlichen Beginnen ab, und besonders Riekchen flehte um Gotteswillen, er möge es unterlassen, denn ihr schwindle schon bei dem bloßen Gedanken. Als sie wieder unten angelangt waren, bemerkte er, daß Riekchen ganz bleich geworden war.

Nachdem man alles Merkwürdige genugsam in Augenschein genommen hatte, trat die Gesellschaft in sehr heiterer Stimmung den Rückweg an. Riekchen kam nach dem schönen, in lebensvoller Heiterkeit durchlebten Tage, und

von den mancherlei Eindrücken, die ihre Seele erhalten hatte, ganz erregt nach Hause. Mit der Freude, welche noch in ihr nachklang, erzählte sie dem Vater mit munterer Redseligkeit von dem Gesehenen und Gehörten. Er führte sie in sein Münzkabinet, zeigte ihr auf das Geschichtliche des Münsters Bezug habende Münzen, und zum ersten Mal nahm Riekchen einiges Interesse an seinen Medaillen, was ihn ungemein freute. Jungfer Salme bemerkte ebenfalls eine vortheilhafte Aenderung an Riekchen und äußerte gegen Lamb: „Ich habe das schon oft gesagt, Herr Rathsherr, das Kind muß mehr unter die Leute, sie bleibt sonst gar zu blöde und furchtsam, und lernt sich nicht in die Welt finden; daher hatte sie auch nie recht Sinn für Ihr schönes Münzkabinet."

Der Jungfer Salme war die strenge Eingezogenheit, in welcher Riekchen von dem Vater gehalten wurde, oft sehr lästig und unangenehm; vergebens hatte sie mehrmals versucht, ihn davon abzubringen, und da er zuweilen bedauernd geäußert hatte, daß seine schönen Münzen gar keine Aufmerksamkeit bei Riekchen erregten, schob nun Jungfer Salme dies auch auf ihre einsame Lebensweise, indem sie, Lamb bei seiner schwachen Seite fassend, eine Milderung seiner Strenge dadurch zu bewirken hoffte. Da jedoch Lamb selbst eine vortheilhafte Einwirkung auf Riekchens Sinn bemerkt hatte, ließ er es von nun an geschehen, daß sie öfters zu Kuntzens Familie kam, mit welcher er selbst so befreundet lebte, als sein ungeselliger

Sinn es zuließ. Als ein so liebenswürdiges Mädchen sah man Riekchen sehr gern dort, und bald wurde auch ohne sie kein Spaziergang mehr unternommen und kein Vergnügen mehr veranstaltet. Gerold fand sich auch meist dabei ein; er sah das reizende Kind nun öfter, das sich in reizender Lebensfülle immer anmuthiger entfaltete, und konnte sich des tiefsten unauslöschlichsten Eindruckes nicht erwehren, den er im Anfang mit heißem Schmerze zu bekämpfen strebte. Erst als er wahrzunehmen glaubte, daß Riekchen ähnliche Gefühle für ihn hege, dämmerte mit den süßesten Ahnungen die Hoffnung eines möglichen Glückes in seiner Seele auf. Der noch übrige Theil des Sommers verflog ihnen in einem nicht zu beschreibenden Glücke, in einem Reichthume heiterer Lebensstunden und geselliger Freuden. Der belebte Umgang in Kuntzens Hause, die Ausflüge, welche sie mit dessen Familie in die umliegende Gegend machten, Alles war mit denkwürdigen, dem Herzen unvergeßlichen Ereignissen bezeichnet, welche ihnen diese Tage zu den köstlichsten ihres Lebens machten. Der Herbst nahte, mit ihm die Weinlese, welche in jener Gegend so viel Freude verbreitet. Sie fuhren mit Kuntzens Töchtern und mehrerer Gesellschaft zu einem begüterten Landmann einige Meilen weit aufs Land hinaus, das in der segensreichen Fülle seiner bald durchsichtig schimmernden, bald im schönsten Dunkelblau prangenden Trauben im herrlichsten Herbstschmuck erschien. Hier halfen sie den frohen Winzern und Winzerinnen die

Trauben schneiden, sahen den Wein keltern, und erquickten sich an dem süßen schäumenden Moste. Musik und Tanz folgte des Abends auf die fröhliche Arbeit; Scherz und Muthwille belebte die Jugend zu frohen Spielen, zu mancher unschuldigen Neckerei. Riekchen und die andern Stadtmädchen banden ihre Zöpfe los, ließen sie, nach Art der Bäuerinnen dortiger Gegend, lang hernieder hängen, und mischten sich mit großen Scheibenhüten unter die Landmädchen, worin die Schönste nicht minder schön und Riekchen überaus reizend erschien. So gingen mehrere Tage in einem Taumel der Freude hin, durch Tanz, Musik und Gesang verschönt, durch Scherz, Wein und Liebe belebt. Singend, mit Weinlaub umkränzt, und mit Körben voll der schönsten Muskateller Trauben, zum Geschenk für die Eltern, kam man mit dem anbrechenden Abend in die Stadt zurück, und blieb in der frohen Stimmung, in der man war, den Abend bei Kuntz beisammen. Ein Schattenspiel-Mann ging mit seinem gewöhnlichen Ausrufe: „Schön Schattenspiel an der Wand, schöne Laterna magica!" unter den Fenstern vorüber. Einige der jungen Leute riefen ihn herein, seine Bilder zu zeigen. Ein großes weißes Tuch ward schnell an der Tapete befestigt, die Lichter wurden ausgelöscht, und nur das kurze Stück Licht in der Zauberlaterne verbreitete einen milden Dämmerschein im Zimmer. Riekchen stand neben Gerold, sinnend und in Gedanken verloren, mehr mit den schönen Lebensbildern beschäftigt, die

seit Kurzem ihrem Gemüth vorübergezogen waren, als mit den bunten Bildern an der Wand, und nicht auf die Worte des Mannes achtend, der seine Bilder mit lauter kreischender Stimme erklärte: denn Gerold hatte ihre Hand gefaßt und drückte sie leise. Noch war kein Wort der Erklärung zwischen ihnen gewechselt, und wenn auch Eines in dem Andern sich errieth, so war ihr Verhältniß bis jetzt noch, ohne die süße Vertraulichkeit und Gewißheit erklärter Liebe, seinem Aeußern nach, ganz in den Schranken gewöhnlicher Höflichkeit. Es war das erste Mal, daß Gerold sich diese Freiheit nahm und Riekchens Hand so zärtlich gefaßt hielt. In diesem Augenblicke erlosch durch ein Versehen des Schattenspielers das Licht in der Zauberlaterne, und die Gesellschaft befand sich plötzlich im Stockfinstern. Gerold schlang seinen Arm um Riekchen, sie ließ es geschehen und schmiegte sich an ihn; er hielt sie innig umfaßt, und immer kühner werdend drückte er heiße Küsse auf ihren Mund, welche sie im Dunkel, von der lauten Gesellschaft, die nach Licht rief, umgeben, in schwachem Widerstreben stumm erwiederte. Nur kurz war die Dauer dieses Momentes, in welchem sie sich in Seligkeit umschlungen hielten, in welchem ohne Worte die bündigste Erklärung gegenseitiger Liebe ausgesprochen wurde. Es ward wieder Licht gebracht; die Liebenden ließen sich los und standen still und gehalten neben einander, im Innern von seliger Lust überwältigt. Von diesem Augenblicke nahm ihr Verhältniß eine andere

Gestalt an; sie besprachen sich über ihre gegenseitige Lage, ihre Wünsche und Hoffnungen, und konnten sich nicht verhehlen, daß ihnen in Lambs Denkungsart Schwierigkeiten mancher Art entgegenstanden. Es war nicht zu hoffen, daß Lamb, ein Gelehrter, von reicher und vornehmer Familie, dabei ein stolzer und eigensinniger Mann, seine einzige Tochter einem Handwerker geben würde, der nichts als seinen Erwerb besaß. Wenn auch dieser Handwerker sich durch eine über seinen Stand ihn erhebende Bildung auszeichnete, so stellte ihn diese im äußern Leben, in den Augen der Menge, darum nicht höher. Doch Gerold und Riekchen fühlten in sich so viel Muth und Kraft der Liebe, daß sie hofften, einst glücklich zum Ziele zu gelangen. Sie gaben sich gegenseitig das Versprechen, nie von einander zu lassen, und lebten in dem Glück und den Freuden der Gegenwart, ohne sich vorerst um die Zukunft bange werden zu lassen. Riekchen hatte Jungfer Salme, der Wärterin ihrer Kindheit, von welcher sie stets Liebe und zärtlichen Antheil erfahren hatte, ihr Geheimniß vertraut, und so bedenklich sie sich auch darüber äußerte, war sie doch stets geneigt, den Liebenden beizustehen; sie war Gerold sehr gewogen und leistete ihm allen möglichen Vorschub. So verging der größte Theil des Winters.

Riekchen hatte Gerold nie in seinem Handwerksapparate gesehen, theils weil er, als Meister, seltener die Veranlassung fand, ihn anzulegen, indem er das Fegen

der Schornsteine, nach Art der übrigen Schornsteinfegermeister, den Gesellen überließ, vielleicht auch, weil er es vermieden, sich ihr darin zu zeigen. Scherzend hatte er einst gegen sie geäußert, er fürchte, sie werde einen Widerwillen gegen ihn fassen, wenn er rußig und schwarz vor ihr erschiene. Riekchen gab dies nicht zu, und um ihm das Gegentheil zu beweisen, erwartete sie ihn eines Morgens in aller Frühe, da sie wußte, daß er mit einigen seiner Leute an ihrem Hause vorüber zur Arbeit gehen würde, am Fenster. Sie nickte ihm freundlich zu, Gerold blieb stehen, indem seine Gesellen mit Besen und Leitern ihren Weg fortsetzten. Riekchen öffnete die Hausthür, damit er hereintreten sollte; obgleich ihm Gesicht und Hände von Ruß noch rein waren, zögerte er, ihr zu nahen. Auf Riekchens Bitten trat er endlich in die Hausflur; sie machte die Thür wieder zu, und ohne auf ihr weißes Morgenkleid Rücksicht zu nehmen, suchte sie ihm durch lebhafte Küsse zu beweisen, wie wenig sein geschwärztes Kleid, eine zu seinem Berufe gehörende Aeußerlichkeit, ihrer Liebe zu ihm Eintrag thun könne. Sich vergessend, schloß Gerold die berußten Arme um das geliebte Mädchen und hielt sie innig umschlossen, als sie den Vater die Treppe herunter kommen hörten; schnell verließ Gerold das Haus, und eilte seinen Gesellen nach. — „Was war das?" fragte Lamb, der von oben Gerold hatte ins Haus treten sehen; „was wollte der Kaminfeger?" — Riekchen, höchst erschrocken, stammelte: „Es

war Gerold." — „Gerold?" entgegnete Lamb; „Gerold? — Himmel, wie siehst du aus! dein Kleid, dein Halstuch, deine Schürze, Alles ist ja ganz schwarz von Ruß; was bedeutet das?" — „Vater!" rief nun Riekchen außer Fassung, da sie glaubte, der Vater habe Alles gesehen, indem sie seine Hand ergriff; „ach ja, Vater, ich liebe ihn!" — „Wen?" rief Lamb außer sich; „den Kaminfeger? Bist du von Sinnen?" — „Er ist ein Kaminfeger," entgegnete Riekchen, sich fassend; „aber darum nicht minder ein seltener und vortrefflicher Mensch, von dem ich nie lassen werde, den . . ." — „Schweig, Thörin, schweig!" unterbrach sie Lamb, indem er sich von ihr abwandte. „Salme! wo steckt sie denn? Sie weiß wohl um die schöne Geschichte?" — Salme leugnete nicht, daß sie um Riekchens Liebe wisse, und wollte einige Worte zu ihrer Entschuldigung und zu Gunsten Gerolds sagen, indem sie eine Verbindung zwischen ihm und Riekchen nicht allein als möglich, sondern auch als wahrscheinlich annahm. Da wandte sich Lambs ganzer Zorn gegen sie; er überhäufte sie mit Vorwürfen, beschuldigte sie der Untreue, der Unredlichkeit gegen ihn, und versicherte, er werde sie, trotz ihrer vieljährigen treuen Dienste, zum Hause hinausjagen, wenn sie sich ferner unterstände, sein Kind in solcher Thorheit zu bestärken. Zugleich wurde nun Riekchen aller Verkehr in Kuntzens Hause, sowie alles Ausgehen ohne seine Erlaubniß und Begleitung, aufs Strengste untersagt. — Salme hatte Gelegenheit gefun-

den, Gerold das Vorgefallene zu hinterbringen; zugleich beschwerte sie sich bitter über Lamb, äußerte ihr Mitleid über ihr armes Riekchen, ermahnte Gerold zur Geduld, und tröstete ihn mit leeren, fern liegenden Hoffnungen.

Gerold wandte sich nach diesem Vorfall, welcher eine so plötzliche Trennung von Riekchen zur Folge hatte und ihn in unsäglichen Kummer stürzte, an Kuntz, ihn um Rath fragend, und wenigstens Trost von dem an Lebenserfahrung reichen Manne zu erhalten, der sein inniger Freund geworden war und bei jeder Gelegenheit zeigte, daß er das Herz auf dem rechten Fleck habe. Er nahm nebst seiner Familie den herzlichsten Antheil an dem Schmerze der beiden Liebenden, meinte, Gerold müsse mit Entschiedenheit auf Lamb losgehen und förmlich um Riekchen anhalten; er selbst erbot sich, Gerolds Freiwerber zu sein.

Kuntz griff die Sache auch herzhaft an und redete Lamb, der sein College und vieljähriger Bekannter war, sehr eindringlich zu, seinem Freunde Gerold seine Tochter zu geben. Aber was er auch zu dessen Vortheil sagen mochte: wie reichlich er sein Brot habe, wie verständig, rechtschaffen und fleißig er sei, wie sehr er sich durch Reinheit der Sitten und ein angenehmes Betragen auszeichne, und durch solche vortreffliche Eigenschaften seiner Tochter ein viel würdigerer Gatte sein würde, als mancher Andere, der mehr Reichthum und höheren Rang besäße, und daß er doch auf Riekchens Neigung, die sich

so entschieden äußere, auch Rücksicht nehmen müsse. Lamb blieb steif und fest dabei, Gerold sei nur ein Kaminfeger, und einem Kaminfeger gebe er seine Tochter nun und nimmer. Er würde sie nur einem Gelehrten zur Frau geben, der das Vergnügen an seinem Münzkabinette mit ihm theilen, ihn bei seinen desfallsigen gelehrten Forschungen unterstützen könne, und von dem voraus zu sehen wäre, daß durch ihn die schöne Sammlung nicht einst zerstückelt werden würde. Wie sehr auch Kuntz gegen diese eigensüchtige Thorheit Lambs kämpfen mochte, es war vergebens. Riekchen, meinte Lamb, sei noch zu jung, um recht zu wissen, wie wenig sie sich zur Schornsteinfegerfrau schicke, und werde ihm für seine väterliche Vorsorge, die ihrer Thorheit nicht nachgebe, einst danken. — Kuntz mußte ihn unverrichteter Sache wieder verlassen.

Gerold verlebte nun seine Tage in dumpfem Trübsinn; er wußte sich oft vor Schmerz und Wehmuth nicht zu lassen, und die Stadt, in der ihm so unendlich wohl geworden war, schien ihm nun ein trüber Aufenthalt. Weder Arbeit noch andere Zerstreuung, die ihm Kuntz in guthmüthiger Theilnahme anrieth, wollte fruchten. Ihm war Alles öde und todt ohne Riekchen, und manchmal trieb ihn eine solche innere Unruhe umher, daß er meinte, er müsse wieder fort in die weite Welt wandern, und nur der Gedanke, daß sie ja auch noch an diesem Orte lebe und mit ihm leide, konnte ihn von einem übereilten Schritte zurückhalten. — Auch Riekchen verlebte eine

höchst kummervolle Zeit, welche einen um so trübern Abstich gegen die heitern glücklichen Tage ihrer Liebe bildete. Sie saß ganze Tage still und stumm an ihrem Spinnrädchen; ihre eigenen Gedanken, mit welchen sie sich in Erinnerungen an Gerold und die schönen mit ihm verlebten Stunden verlor, waren ihre liebste Gesellschaft. Mochte sie auch einmal an der Seite des finstern Vaters einen Spaziergang machen, so regte dies die schmerzlichen Gefühle nur mehr in ihr auf, und weit trauriger kehrte sie nach Hause zurück, als sie ausgegangen war. Selten nur gelang es Salme, sie zu einem Gespräch zu bringen; nur wenn sie von Gerold sprach, flossen Worte und Thränen zugleich. Salme war eine gute theilnehmende Seele und verstand Riekchens Schmerz durch eigenen Kummer einer zerstörten Jugendliebe, deren Geschichte sie Riekchen bei dieser Gelegenheit mittheilte. Sie war die Tochter eines bemittelten Handwerkers, der mehrere Gesellen hielt; unter diesen war einer, Namens Eberhard, der das Herz des Mädchens gewann. Die Eltern kamen dahinter, und da sie andere Absichten mit der Tochter hatten, wurde der Geselle verabschiedet. Mit seiner Entfernung aus dem Hause schien ihm jede Hoffnung auf den Besitz seiner Geliebten verschwunden. Seine Seele ging unter in Mißmuth und Gram, und in einer unglücklichen Stunde gab er sich voll Lebensüberdruß den Tod im Flusse. „Ach damals, mein liebes Riekchen!“ setzte Salme weinend hinzu, „war ich auch bis zum Tode betrübt. Ich

war sonst ein fröhliches Mädchen, und habe dadurch dem Eberhard ganz besonders gefallen, ihn oft erheitert durch meine Scherze; denn er war äußerlich nur ein stiller Mensch, aber gut war er, seelengut und treu. Seit jener Zeit ist meine Fröhlichkeit von mir gewichen und ich habe den Schwur gethan, nie einen andern Mann zu heirathen, was ich auch, wie meine Eltern auch in mich dringen mochten, redlich gehalten habe; denn nie konnte mir Einer wieder das werden, was mir Eberhard war!" — Diese an sich ganz einfache Geschichte, zufolge welcher Riekchen Salme als veraltete Jungfrau vor sich sah, nach dreißig Jahren noch heiße Thränen um den verlornen Geliebten vergießend, war nicht geeignet, ihr Trost und Linderung zu geben, war ihr vielmehr ein Bild unglücklicher Lebensverkümmerung, die auch ihr bevorzustehen schien.

So verging der Winter; der Frühling nahte, ohne daß ein heller Sonnenblick in ihr Leben gefallen wäre. Wieder nahte der Johannistag, Riekchens Lieblingsfest, an welchem sie vor einem Jahre so heiter und glücklich in Gerolds Gesellschaft gewesen war und das Münster gesehen hatte, und die heißesten Thränen gesellten sich zu der Erinnerung jener Tage.

Am Vorabend des Johannistages saßen mehrere Herren im Gertenfisch beim Glase Wein. Gerold ging vorüber; da trat Kuntz heraus, rief ihn an und lud ihn ein, auch herein zu kommen. „Lamb," sagte er, „ist drinnen, und heute ganz besonders gut gelaunt und ge-

sprächig; kommt herein und bringt Euer Gesuch selbst bei ihm an; es sind mehrere Eurer guten Freunde da, der Rathsherr Strohmeier, Erlach der Baumeister und noch einige gute Bekannte, die Alle darum wissen und Euch beistehen werden, und dem Lamb mitzureden helfen."

Gerold folgte; er hatte bisher vermieden, mit Lamb zusammenzutreffen, und fand diesen, wie Kuntz gesagt hatte, durch einige Gläser Wein, die er über sein gewöhnliches Maß getrunken, in sehr guter Stimmung, die jedoch vom Rausche noch ganz fern war. Gerold setzte sich an den Tisch in seine Nähe zu den übrigen Herren, welche ihn willkommen hießen; auch Lamb sagte freundlich zu ihm: „Wir haben Euch lange nicht bei uns gesehen, Herr Gerold!" — „Lamb, daran seid Ihr Schuld!" sprach Kuntz lebhaft, gleich mit Eifer auf die Hauptsache losgehend; „denn der Gerold ist meist immer mißmuthig, und unsern frohen Zusammenkünften ganz abtrünnig geworden, weil Ihr ihm sein Riekchen versagt!" — „O schweigt davon!" rief Lamb ablehnend, indem er sich zu seinem Nachbar wandte, um ein anderes Gespräch anzufangen. — „Warum," sagte nun Gerold, „versagt Ihr mir das Mädchen? Habt Ihr nicht selbst, Herr Rathsherr, mir Glück und Heil bei der Brautwahl einst zugetrunken? Erinnert Euch, es geschah an dem ersten Tage, da ich Straßburg betrat, und der für mich so glücklich und folgereich war. Es war auf das Wohl Eurer Tochter, auf

welches Ihr damals mit mir angestoßen habt! Ihr gabt mir selbst den Rath, mir etwas Vorzügliches auszusuchen; ich habe ihn befolgt, gebt mir Riekchen und stoßt zum zweiten Mal mit mir darauf an!" — „Gebt sie ihm!" sprach Kuntz zuredend, indem er Lamb sanft auf die Schulter klopfte. — „Wahrlich!" rief Erlach, „Ihr solltet Euch nicht so lange bitten lassen, Lamb, solch einen wackern Schwiegersohn anzunehmen!" — „O laßt mich in Ruhe!" rief nun Lamb mißmuthig, und schien Miene zum Weggehen zu machen, um sich den so unerwartet auf ihn Eindringenden zu entziehen, als der Kellner auf einmal dazwischen rief: „Seht, Ihr Herren, oben auf dem Münster sitzt ein großer Vogel und breitet seine Flügel aus; ist's ein Adler, so bedeutet das der Stadt Glück!" — „Vielleicht auch mir!" rief Gerold. — „Junge!" sprach Lamb, mit einem Seitenblick auf Gerold, zu dem Kellner, „die Römer glaubten an solche Dinge, aber wir Christen achten auf so etwas nicht!"

Alle schauten nun nach dem Münster, und sahen wirklich auf dem Knopfe desselben, der eben in den letzten Strahlen der Abendsonne noch im hellen Lichte stand, einen großen Vogel, der mit den Flügeln schlug und sich sehr schön ausnahm. Mehrere der Fernsichtigsten, unter diesen Gerold, behaupteten, es müsse ein Adler seyn; Lamb meinte: es sey wohl nur ein Storch; wieder Andere sagten: es könne vielleicht ein Lämmergeier seyn, der sich aus der Schweiz hieher verirrt habe. Indem sie noch darüber

ſtritten, rief Lamb dem Kellner zu: „Am beſten iſt es, Burſche, du ſteigſt hinauf und holſt den Vogel von dem Knopfe herunter, damit wir ſehen, was es für einer iſt!“ — „Herr!“ erwiederte der Kellner, „und wenn ich tauſend Louisd'or damit verdienen könnte, wüßte ich es nicht anzufangen, auf den Knopf des Münſters zu gelangen!“ — „O das kann doch ſo gar ſchwer nicht ſeyn!“ meinte Gerold. — „Möchtet Ihr für tauſend Louisd'or das Wagſtück unternehmen?“ fragte einer der Anweſenden. — „Für Geld nicht!“ erwiederte Gerold; „aber wenn es um der Ehre willen, oder für die Rettung eines Menſchenlebens geſchehen müßte, würde ich mich ohne Bedenken dazu verſtehen!“ — „Haltet dies ja nicht für etwas ſo Leichtes!“ ſprach der Baumeiſter Erlach; „glaubt mir, das iſt mit Lebensgefahr verknüpft. Weiß ich doch, wenn etwas da oben auszubeſſern iſt, was das immer für Umſtände macht, bis die Vorrichtung angebracht iſt, damit die Leute da arbeiten können, und wie ſchwer es dann noch hält, einige da hinauf zu bekommen!“ — „Ich glaube auch, mein lieber Gerold!“ ſagte Lamb, „ſo hoch Ihr ſonſt zu ſteigen Luſt habt, das ließet Ihr fein bleiben. Denn oben auf dem Münſterknopfe leert Ihr kein Glas Wein, ſelbſt zu Ehren Eurer Liebſten nicht!“ — Wollt Ihr mir meine Liebſte, Euer Riekchen, dann zur Frau geben?“ fragte Gerold finſter und innerlich ergrimmt über den Scherz. — „Ja!“ rief Lamb, „wenn Ihr das thut, dann ſollt Ihr ſie haben!“ — „Wohl!“ entgegnete Ge-

rold; „ich habe Euer Wort, Rathsherr! Ihr Herren habt es Alle gehört und seyd Zeugen!"

Er entfernte sich hierauf sogleich. Kuntz kam ihm bald nach und holte ihn unterwegs ein. „Gottlob!" sagte Gerold; „entweder wird nun Riekchen mein, oder ich finde in dem gefährlichen Unternehmen den gewünschten Tod!" — „Gerold!" rief Kuntz, „seyd Ihr bei Sinnen? Ihr werdet doch nicht ein solch halsbrechendes Wagstück unternehmen wollen?" — „Warum denn nicht?" erwiederte Gerold. „Als ich im vorigen Jahr mit Euch oben war, stand ich im Begriff, für nichts, aus bloßem freudigen Uebermuthe, hinaufzuklimmen; versucht hätte ich es gewiß, wenn nicht Eure Töchter und Riekchen mich abgehalten hätten. Dasselbe sollte ich nun nicht für einen solchen Lohn wagen?" — „Bedenkt es wohl, es ist eine furchtbare Höhe; die Fläche des Münsterknopfes, auf dem Ihr stehen wollt, beträgt kaum zwei Fuß im Durchschnitt, und wie leicht kann Schwindel oder die Beklommenheit der Seele Eure sonst geübte Körperkraft lähmen!" — „Vom Schwindel habe ich noch nie in meinem Leben eine Anwandlung gefühlt, und im Uebrigen vertraue ich auf Gottes Beistand." — „Lamb hält die Sache für unmöglich," fuhr Kuntz fort; „und es kommt ihm nicht von fern in den Sinn, daß Ihr sie unternehmen, noch weniger, daß Ihr sie vollbringen werdet." — „Er wird doch sein Wort halten?" fragte Gerold beunruhigt. — „O er muß!" rief Kuntz eifrig; „wir waren Alle Zeugen seines

Versprechens, und umsonst sollt Ihr wahrhaftig nicht Glieder und Leben gewagt haben!" — „Um Lamb nicht Zeit zu lassen, sein Wort wieder zurückzunehmen," fuhr Gerold fort, „wenn er erfährt, daß es mir wahrhaft Ernst mit der Sache ist, werde ich morgen am Tage mein Wagstück unternehmen." — „Gott möge Euch beistehen!" rief Kuntz bewegt, indem er ihm die Hand drückte und von ihm schied; „ich sehe Euch dann morgen!"

Mit ganz eigenen Gefühlen sah Gerold den Johannistag anbrechen; er konnte sich nicht verhehlen, daß seine Seele in einer unruhigen Bewegung auf und nieder woge. Er ging in die Kirche, um Ruhe zu gewinnen, und sich durchs Gebet zu stärken. Da schien es seinem Herzen ein Trost, zu wissen, daß Riekchen mit ihm für das Gelingen seines Unternehmens ihre Gebete zum Himmel sende, und er schrieb ihr daher einen Brief, in welchem er sie von der ganzen Sache unterrichtete und der mit folgenden Worten schloß: „Bete zu Gott, du reine Seele, daß er mich auf der ungewohnten Höhe vor Schwindel bewahre, daß er mir durch seine Gnade und Barmherzigkeit beistehe, Dich, mein heißgeliebtes Mädchen, dadurch zu gewinnen; sey muthig und gefaßt, wie ich es bin, und ergieb dich in Gottes Willen, wenn er es anders über uns beschlossen hat."

Dieser Brief versetzte Riekchen in den fürchterlichsten Zustand; Salme fand sie halb ohnmächtig auf der Erde

liegen, und da sie sich ein wenig erholt, brach sie in bittern Tadel über den Vater mit den herzzerreißendsten Klagen aus. Lamb kam herzu, und als er hörte, wovon die Rede sey; als Riekchen, in der Angst um das Leben des Geliebten, es zum ersten Mal wagte, dem Vater Vorwürfe zu machen, ihn der Härte, der Herzenskälte, der Gefühllosigkeit anklagte, daß er in leichtsinnigem Muthe durch die Auflegung eines solchen Wagstücks das Leben eines Menschen aufs Spiel setzen könne, suchte er sie zu beruhigen, indem er versicherte, was gestern im Gertenfisch vorgefallen, was er Gerold auferlegt und dafür versprochen habe, sey ja nur ein Scherz gewesen, das könne und würde Gerold nicht unternehmen. Statt aller Antwort gab ihm Riekchen den empfangenen Brief, woraus er mit Schrecken ersah, wie Gerold keineswegs die Sache als einen Scherz genommen habe. Große Schweißtropfen traten nun auf seine Stirn, und für Alles in der Welt hätte er die gestrigen übereilten Worte zurücknehmen mögen. Riekchen ging vor ihm, mit herabhängenden Haaren, händeringend umher, ein Bild der fürchterlichsten Seelenangst, und in jedem Augenblick mußte er befürchten, daß sie, in Wahnsinn oder Zuckungen verfallend, vor ihm hinstürzen würde. Das Vatergefühl siegte über jede andere Bedenklichkeit; er schickte eilend nach Gerolds Hause und ließ ihm sagen: er möge das Wagstück unterlassen, er solle nur kommen, er wolle ihm Riekchen geben. Es war zu spät! — er erhielt zur Antwort:

Gerold sei nicht mehr zu Hause, sondern nach dem Münster hinaufgestiegen.

Mehrere von Gerolds Freunden, unter diesen Kuntz, der Rathsherr Strohmeier und der Baumeister Erlach, hatten ihn begleitet und stiegen mit ihm zu einer beträchtlichen Höhe hinan; Erlach die Pyramide hinauf bis zur Krone, wo die Staffeln aufhören. Von hier aus schwang sich Gerold kühn und besonnen weiter hinauf, sich an den eisernen Stangen haltend, bis zum Kreuze. Die Segenswünsche und Gebete seiner Freunde begleiteten ihn; nicht ohne Beben sahen sie ihn, schwebend zwischen Himmel und Erde, wobei er jedoch eine Gewandtheit und Körperkraft entwickelte, die sie Alle in ein freudiges Erstaunen versetzte; glücklich erreichte er den Knopf, richtete sich auf, und stehend auf der schwindelnden Höhe, langte er ein Fläschchen Wein und ein Glas aus der Seitentasche, goß den Wein in das Glas und rief mit lauter Stimme seinen Freunden zu: „Auf Straßburgs und meiner Liebsten Wohl!“ — leerte das Glas und warf es sammt dem Fläschchen hinter sich, daß beides an dem Gestein in tausend Scherben zersprang. Eben so gewandt und glücklich stieg er wieder herunter, und wurde von den Freunden mit Glückwünschen begrüßt. Auf dem Wächterplatze empfing ihn ein Musikchor, welches Kuntz bestellt hatte, das die Melodie des bekannten Kirchenliedes: „Nun danket Alle Gott!“ spielte, und die Gemüther aller Anwesenden in eine fromme Rührung versetzte. Gerold war

erschöpft, seine Seele bedurfte der Erholung nach dieser geistigen und körperlichen Anstrengung; man verweilte noch einige Zeit und ließ sich Erfrischungen geben.

Von da setzte sich die ganze Gesellschaft in Zug und verfügte sich geraden Wegs zum Rathsherrn Lamb. Dieser sah die Herren auf sein Haus zu kommen, und ein Stein fiel ihm vom Herzen, als er Gerold unter ihnen erblickte; denn er war nicht so bösartig und gewissenlos, daß es ihn gefreut haben würde, wenn durch seine Veranlassung Gerold einen schmählichen Tod gefunden hätte; auch war sein Herz für sein Kind keineswegs so verhärtet, daß er sich gegen die Heftigkeit ihres Schmerzes hätte waffnen können.

„Mein lieber Lamb!" hub der Rathsherr Strohmeier an; „wir bringen Euch hier unsern wackern Gerold, Euren künftigen Schwiegersohn; was Ihr ihm gestern als Bedingung, unter welcher Ihr ihm Eure Tochter geben wollt, auferlegt habt, hat er zum Erstaunen Aller, die Augenzeugen davon waren, erfüllt, und somit erlaubt uns, Euch unsern Glückwunsch darzubringen!" — „Es war nicht meine Meinung," erwiederte Lamb, „daß die Worte, die ich gestern im Scherz sagte, mit solchem Ernst aufgenommen werden würden. Was ich aber im Scherz versprach, werde ich im Ernste halten, und meine Tochter, mein lieber Gerold, soll Euer seyn!"

Salme hatte Riekchen bei Annäherung der Herren bei Seite geführt, und war eben emsig bemüht, ihr die

Zöpfe wieder aufzubinden, als Gerold zu ihnen eintrat und Riekchen stumm in seine Arme schloß. Es war aber zu fürchten, daß ein so schneller Uebergang vom tiefsten Schmerz zur unverhofften Freude nachtheilig auf die ohnehin höchst Angegriffene wirken würde, und erst nach und nach theilte ihr Gerold die Nachricht mit, daß der Vater seine Einwilligung zu ihrer Verbindung gegeben habe. — Diese wurde bald darauf, nach der Sitte der damaligen Zeit, mit einem Kirchgang von sechzehn Jungfrauen, welche das Brautpaar nach der Kirche geleiteten, und durch ein glänzendes Hochzeitfest mit frohem Tanze gefeiert. — Manche ältere Straßburger werden sich vielleicht noch erinnern, von dem kühnen Schornsteinfeger gehört zu haben, der, wie man sagte, einer Wette zufolge, auf den Münsterknopf gestiegen sey, um der Stadt ein Lebehoch zu bringen, ohne daß ihnen jedoch die näheren Umstände, welche Veranlassung dazu gaben, kund geworden wären. Viele haben es damals mit angesehen und seine Kühnheit und Gewandtheit bewundert, welche eine Zeit lang das Gespräch der Stadt waren.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.

14 DAY USE

RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

Univ Alabama

INTER-LIBRARY LOAN

OCT 26 1973

SENT ON ILL

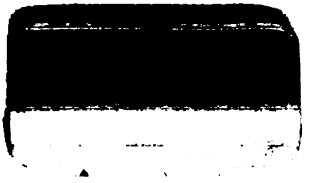
JAN 14 1994

U. C. BERKELEY

LD21–35m-2,'71
(P2001s10)476—A-32

General Library
University of California
Berkeley

YB 45891

M323382

PT 1810
A8A17
1841